This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN ZWK3 1
Ger
2090
11

Ger 2090.11

12 5406

Deutschland

in seiner tiefen Erniedrigung.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der Napoleonischen Fremdherrschaft.

Neu herausgegeben

von

Heinrich Merkens.

Würzburg.

A. Stuber's Buch- und Kunsthandlung.

1877.

Ger 2090.11

HARVARD COLLEGE LIBRARY
MAY 10 1906
HOHENZOLLERN COLLECTION
GIFT OF A. C. COOLIDGE

Einleitung.

„Wo ist ein Mann im Vaterland,
Dem nicht die Zornesader schwillt,
Und dem nicht zuckt die nerv'ge Hand,
Erblickt er, Palm! dein theueres Bild?

Ein Märtyrer, gingst in den Tod,
Als Deutschland trug des Corsen Schmach,
Sahst nicht der Freiheit Morgenroth,
Noch wie dein Volk die Fesseln brach.

Fest standst mit ungebeugtem Haupt,
Als dich ließ morden der Tyrann; —
Doch ward dein Geist uns nicht geraubt,
Er lebt in jedem freien Mann!"

Gedenkblatt für Palm.

Das Jahr 1806 ist in den Blättern der deutschen Geschichte als das der tiefsten Schmach und Schande für das Vaterland verzeichnet. 1806 am 17. Juli wurde zu Paris der Grundvertrag des sogenannten Rheinbundes von sechzehn deutschen Fürsten geschlossen, welche unter dem Protektorate des Kaisers Napoleon aus dem Reichsverbande traten und sich durch die Aussicht auf Ländergewinn und Machtvergrößerung zu Vasallen eines

fremden Zwingherrn machten,[1]) — und am 6. August desselben Jahres entsagte Kaiser Franz II. der deutschen Kaiserwürde und entband feierlich alle deutschen Reichsgenossen der ihm geleisteten Eide der Treue, wodurch

---

[1]) Eine Berathung über den Inhalt der Urkunde des Vertrages gestattete Napoleon gar nicht, sondern verlangte binnen 24 Stunden die Einwilligung, welche auch von Allen bedingungslos ertheilt wurde. Hatte er doch sogar bald darauf genug abzuwehren, um alle die kleinen Herren los zu werden, die sich zudringlich um Aufnahme in den schmählichen Bund bewarben, als einziges Mittel der ihnen sonst drohenden Mediatisirung zu entgehen. In verstärktem Maße wiederholten sich bei diesem Anlaß die Bestechungskünste und die wegwerfendsten Zeichen der Selbsterniedrigung, deren sich die deutschen Fürsten schon damals nicht geschämt hatten, als es galt, irgend einen Antheil an der Beute der verweltlichten geistlichen Güter zu erhaschen. So schnell wurde diese Sache abgewickelt, daß schon am 1. August 1806 der französische Gesandte dem Reichstage die fertige Akte des Rheinbundes übergeben konnte. Der Inhalt derselben besagt im Wesentlichen Folgendes: Die Könige von Bayern und Württemberg, die souveränen Fürsten von Regensburg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und andere größere Fürsten des südwestlichen Deutschlands hätten den Entschluß gefaßt, unter einander einen Bund zu bilden, um sich gegen die Ungewißheit der Zukunft sicher zu stellen. Sie hätten daher aufgehört, Glieder des Deutschen Reiches zu sein. Frankreich an der Aufrechthaltung des Friedens wesentlich betheiligt, habe sich verpflichtet gefühlt, für die Wohlfahrt seiner Verbündeten zu sorgen. Nach den durch die drei Coalitionen herbeigeführten Ereignissen können der Kaiser Napoleon das Deutsche Reich als solches nicht mehr anerkennen, doch werde er mit den einzelnen jetzt souveränen Fürsten auf demselben Fuße wie mit den anderen Europäischen Mächten verhandeln. Lediglich in friedlichen Absichten habe er den Titel „Protector des Rheinbundes" angenommen, um beständig zwischen den Stärkeren und Schwächeren Ruhe und Eintracht zu vermitteln. Uebereinstimmend hiermit erklärten die betreffenden Fürsten am nämlichen Tage, sich ihrer bisherigen Verpflichtungen gegen das Reich los und ledig. Sie hätten zwar den leeren Schein einer erloschenen Verfassung beibehalten können,

das beinahe tausendjährige Kaiserthum Karl's des Großen, das heilige römische Reich deutscher Nation, das durch innere Zwietracht und machtlose Vielherrschaft freilich schon längst zum Schatten herabgesunken war, aufgelöst, das fremde Joch Deutschland aufgelegt und das gesammte Vaterland unrettbar dahingegeben und mit Gut und Blut dem gewaltigen Corsen, der bis jetzt Alles unter seinen Füßen zertrümmert hatte, für alle seine ferneren Raubzügen dienstbar gemacht ward.

Und das deutsche Volk? — Es verhielt sich freilich lange genug, wie in Lethargie versunken, gleichgültig dabei; wohl aber drückte das Gefühl der Schmach manche deutsche Brust. K. M. Arndt war einer der Ersten, welche der deutschen Nation ihre traurige Zerrissenheit, ihre feige Schwäche auf das erbittertste vor Augen führte; besonders in seinem „Geist der Zeit," worin er die

---

hielten es aber ihrer Würde und der Reinheit ihrer Absichten angemessener, eine offene und freie Erklärung ihres Entschlusses abzugeben. Die eigentliche Conföderations-Akte erklärte alle bisherigen Reichsgesetze für kraftlos und nichtig. Eine Bundesversammlung in Frankfurt sollte über die Streitigkeiten der Mitglieder entscheiden. Der Primas, Dalberg, erhielt diese Stadt als Eigenthum. Die Hauptsache aber, auf die es besonders abgesehen war, bestand darin, daß alle Mitglieder in beständiger Allianz mit Frankreich bleiben und jeden Continentalkrieg als dessen Bundesgenossen mit auszufechten hatten. Die Contingente waren ein für alle Mal im Voraus bestimmt. Frankreich hätte 200,000 Mann, Bayern 20,000, Württemberg 12,000, Baden 8000, Berg 8000, Darmstadt 4000, Nassau, Hohenzollern und verschiedene kleinere Fürsten zusammen 4000 Mann zu stellen. (Eberty, Geschichte des preußischen Staates V. S. 646—648.)

von Frankreich drohenden Gefahren beleuchtete und auf die Wege hinwies, auf denen allein Deutschland aus seiner Knechtschaft erlöst werden könne. „Als Knechte und Sclaven," rief er den deutschen Fürsten zu, „steht Ihr neben dem deutschen Unterdrücker, als Sclaven habt Ihr Eure Nation geschändet. Aber der Tag der Rache wird kommen, schnell und unvermeidlich! und ohne Thränen wird das Volk die unwürdigen Enkel besserer Väter vergehen sehen!" Aber auch andere Stimmen des kühnsten und erwecklichsten Zornes wurden bald laut und streuten gegen Napoleon den Samen des Hasses aus, der später die reichsten Früchte trug; unter diesen aber besonders eine kleine anonyme Schrift, betitelt: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung," welche im Sommer 1806 erschien und, abgesehen von einzelnen Unrichtigkeiten und Uebertreibungen, mit reifem politischem Verständniß, aber grell und scharf die traurige Lage Deutschlands beleuchtete, sich in unerhörter und für die geknechtete Zeit staunenswerther Kühnheit gegen die Fremdherrschaft richtete und das Betragen der französischen Truppen in Bayern auf die stärkste Weise geißelte. Sie gab die Fürsten, welche sich zu Dienern und Schergen Napoleon's gemacht, in den stärksten Ausdrücken der allgemeinen Verachtung preis und trug ihr redlich Theil bei zur Wiedergeburt und zu den Siegen unseres Volkes; besonders nachdem der wackere Buchhändler Palm von Nürnberg, der sich edelmüthig weigerte, den Verfasser jener Schrift zu nennen, am

25. August auf Befehl Napoleon's erschossen worden war. Sie wurde dadurch geradezu ein europäisches Ereigniß, wie unsere Gegenwart es sich kaum vorzustellen vermag.

Doch bevor wir zu einer kurzen Schilderung der Ermordung Palm's übergehen, vergegenwärtigen wir uns noch die politische Lage, in welcher Deutschland sich damals befand.

In Folge der unglücklichen Schlacht bei Austerlitz, am 2. Dezember 1805, wurde am 26. Dezember der Friede von Preßburg abgeschlossen, wodurch das besiegte Oesterreich das ganze venetianische Gebiet an Frankreich, Tyrol mit Vorarlberg und den Bisthümern Trier und Brixen nebst Passau an Bayern, das Breisgau nebst verschiedenen Städten und Herrschaften an Württemberg und Baden abtreten mußte. Dafür erhielt es Salzburg und Bergtesgaden vom Herzoge von Toskana, welcher durch das von Bayern abgetretene Bisthum Würzburg, dem man den Titel eines Kurfürstenthums gab, entschädigt wurde. Auch ward das Hoch- und Deutschmeisterthum einem östreichischen Prinzen erblich verliehen. Die Kurfürsten von Bayern und Württemberg wurden Könige, und mit ihnen der Kurfürst von Baden als völlig unabhängig anerkannt, doch sollten sie als Glieder eines deutschen Staatenbundes (confédération germanique) verbleiben, wodurch die bevorstehende Auflösung des deutschen Reichs

und die Gründung des unter dem Protektorate Napoleon's stehenden neuen Reichs angekündigt wurde.

Für Preußen war selbst nach dem Preßburger Frieden wohl noch einige Hoffnung auf Rettung vorhanden, denn Rußland und England boten ihm ihre Hilfe an. Allein die Unschlüssigkeit des friedfertigen, aber übel berathenen Königs ließ es wie immer zu keiner kühnen That kommen. Alle Demüthigungen geduldig ertragend, fügte sich Friedrich Wilhelm allen Machtsprüchen Napoleon's. Am 15. Februar 1806 hatte sogar der unpatriotische Haugwitz[1]) zu Paris einen Vertrag mit dem französ. Kaiser abgeschlossen, kraft dessen das Kurfürstenthum Hannover an Preußen abgetreten wurde, dagegen das altbrandenburgische Erbe Ansbach Bayern, und Cleve mit der damals für Deutschland hochwichtigen Festung Wesel an Frankreich fiel. Außerdem enthielt dieser Vertrag noch den Artikel, daß Preußen alles dasjenige anerkennen müsse, was elf Tage später Oesterreich im Preßburger Frieden auferlegt wurde. Weigere man die unbedingte Annahme dieses

---

[1]) In seiner kühnen Denkschrift an Friedrich Wilhelm III. sagt der treffliche Stein: „Der Minister Haugwitz, der dem Kabinet am nächsten steht, ist ein Mensch, dessen Leben eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten und Verderbniß darstellt. Auch er nahm an den Gelagen von Lichtenau Theil, verstrickte sich in alle Thorheiten und Betrügereien dieser Clique und ist gebrandmarkt mit dem Namen eines listigen Verräthers seiner täglichen Gesellschafterin; — ein Mann ohne Wahrheit, und ein abgestumpfter Wüstling."

Vertrags, so sollten die 45,000 Mann, die unter dem Befehle Augereau's noch in Deutschland standen, sogleich einmarschiren. Die Zustimmung des Königs wurde nicht einmal abgewartet, indem Bernadotte Ansbach im Namen Bayerns besetzte und die preußische Besatzung von Wesel gezwungen wurde, die Festung so rasch zu räumen, daß alle Kriegsvorräthe den nachrückenden Franzosen in die Hände fielen. Am 9. März unterzeichnete der König den Pariser Vertrag, und wohl durften die Franzosen nach solcher Demüthigung erklären, der Nachfolger Friedrich des Großen sei jetzt auf die bescheidene Stufe eines Kurfürsten von Brandenburg herabgesunken.

Dies war nun die damalige politische Lage unseres Vaterlandes. Wir sehen: „Es herrschte nur die Willkür eines Mannes, welcher zu Gunsten seiner Pläne oder zum Vortheile seiner Familie und derjenigen Franzosen, die er belohnen und versorgen wollte, immer neue Umgestaltungen vornahm und sich gleich den alten Römern gegen die Bundesgenossen Alles erlaubt. Königreiche wurden gleich Kartenhäusern aufgestellt und wieder umgestoßen, Fürsten ebenso von einem Gebiete in das andere versetzt, wie man die Offiziere ihre Regimenter wechseln läßt, und die Völker mitten im Frieden den Erpressungen habgieriger Franzosen preisgegeben." — Nur in einer *solchen* Zeit, in einer Zeit, in welcher die Rechte der Völker, die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Staaten und Regierungen verletzt und

jede Schutzwehr bürgerlicher Freiheit und persönlicher Sicherheit höhnend niedergerissen werden konnte, war eine Ermordungsgeschichte, wie die des unglücklichen Palm, möglich.

Johann Philipp Palm, geboren zu Schorndorf im Jahre 1766, hatte in Erlangen bei seinem Oheim Johann Jakob Palm den Buchhandel erlernt und war durch seine Verbindung mit der Tochter des Buchhändlers Stein zu Nürnberg Inhaber der dortigen Stein'schen Buchhandlung geworden.

Im Juni 1806 erschien jene Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung," welche der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg in verschlossenen Packeten zur Weiterbeförderung an ihre Geschäftsfreunde übergeben worden war. Diese schickte Exemplare an die Stage'sche Buchhandlung in Augsburg, jedoch, wie Palm bis zu seiner letzten Stunde behauptete, ohne den Verfasser[1]) und den Inhalt derselben gekannt zu haben. Die Flugschrift kam so in die Hände französischer Offiziere, welche deutsch verstanden, und der Inhalt regte dieselben derart auf, daß sie sie wahrscheinlich der französischen Regierung als eine aufrührerische Schrift denunzirten.[2]) Zuerst wurde der Geschäftsführer der

---

[1]) Als Verfasser der Schrift ist wohl Graf Julius v. Soden genannt worden, doch hat sich derselbe niemals als solchen bekannt.

[2]) Es sind nur zwei Fälle festgestellt worden, daß Exemplare der Schrift in Privateigenthum übergingen. Ein Exemplar

Stage'schen Buchhandlung, Karl Friedrich von Jenisch aus Winterbach bei Schorndorf, verhaftet,[1]) welcher die Stein'sche Buchhandlung der Behörde als die Versenderin angab, und das „Journal de Paris" nannte auch zuerst sie als Verbreiterin der Flugschrift. Palm dadurch beunruhigt, wandte sich an das Reichsstadt-Nürnbergische Vormundamt, als die damalige Buchhandlungsbehörde, und verlangte gerichtliche Untersuchung. Da aber aus unbekannten Gründen seinem Antrage nicht entsprochen worden war, begab er sich heimlicherweise nach München, wo er einige Zeit ruhig verblieb, und von dort zu seinem Oheim nach Erlangen, das damals noch ganz unter preußischem Schutze stand. Hier verweilte er nur einige Tage; denn die Sehnsucht nach seiner Familie und seinen Geschäften trieb ihn nach Nürnberg zurück. Er zeigte sich dort nicht öffentlich, doch erschien kurz nachher ein armer Knabe im Buchladen mit einem Zeugniß angesehener Bürger und verlangte Almosen für eine Soldaten-Wittwe. Er wünschte durchaus Palm selbst zu sprechen, und dieser, nichts Böses ahnend, gewährte ihm diese Bitte und händigte ihm eine Gabe ein. Damit war aber der Unglückliche

wurde in Augsburg in der Stage'schen Buchhandlung gekauft, während das andere im Pfarrhause zu Möttingen bei Nördlingen von französischer Einquartierung im Studierzimmer des Pfarrers vorgefunden wurde.

[1]) Jenisch wurde mit Palm zum Tode verurtheilt, jedoch an ihm das Urtheil nicht vollzogen; er hatte aber nach vielen Leiden eine Gefängnißstrafe abzubüßen.

in die Schlinge des Verrathes gerathen, die ihm die französischen Spione, um sich von seiner Anwesenheit zu überzeugen, gelegt hatten; wenigstens kamen bald darauf zwei französische Gendarmen in den Laden, stiegen, ohne zu fragen, zwei Treppen hinauf und verlangten, daß er sich auf der Stelle ankleide; dann führten sie ihn sogleich zum französischen General. In den sodann erfolgten Verhören wiederholte er, seine Unschuld betheuernd, daß ihm die Flugschrift von fremder Hand, ohne Benennung, allein zur weiteren Spedition, in verschlossenen Packeten zugesandt worden sei. Er wurde hierauf nach Ansbach, zu dem Marschall Bernadotte, gebracht und von dort, ohne daß er Gehör erlangt hätte, nach der österreichischen Stadt Braunau abgeführt, welche die Franzosen damals noch besetzt hielten. Palm ergab sich ruhig in sein Schicksal; er war und blieb männlich und standhaft.

Da man glaubte, Palm werde zunächst nach München gebracht werden, so reichte seine unglückliche Gattin folgendes Schreiben an den damaligen kaiserlich-französischen Minister Otto zu München ein:

„Ginge nicht der glänzendste Ruf einer umfassenden Menschenfreundlichkeit Euer ꝛc. erhabenen Person als eine Leuchte des Trostes voran, und wäre mir nicht schon die tief verehrte Versicherung, daß Euer ꝛc. auch für das Leiden einer einzelnen Unglücklichen, welche eben darum, weil sie einzeln und verlassen stehet, desto unglücklicher ist, Hochdere edle Thätigkeit zu verwenden,

nicht verschmähen, durch einen Mitbürger, der für mich eine unterthänige Bitte mitleidsvoll vorzutragen sich die Freiheit nahm, auf das herzerhebendste zu Theil geworden, so würde meine zitternde Hand kaum es wagen dürfen, durch eine unterthänige Bittschrift mein devotes Flehen Euer ꝛc. zu Füßen zu legen.

Geruhen Euer ꝛc. gnädig, die Art und Weise, so weit sie mir bekannt ist, anzuhören, wie mein Ehemann in sein gegenwärtiges Unglück verfallen ist. Er sah dasselbe schon drohend heranrücken, als er im „Journal de Paris" jenen Artikel las, worin er auf den Grund einer Aussage des Buchhändlers Jenisch in Augsburg, welcher seine gehabten Exemplare von der Druckschrift: „Deutschland in seiner tiefen Erdniedrigung," von meinem Manne erhalten haben will, für den Verbreiter dieser verwerflichen Schrift erklärt wird.

Er verbarg, er flüchtete sich nicht, — gewiß bloß in dem Gefühl seiner Unschuld sich sicher dünkend.

Er bat sogar selbst um obrigkeitliche Untersuchung, um Gelegenheit zu seiner Rechtfertigung zu finden.

Ohne daß mein Mann etwas nur ahnen konnte, ja sogar während seiner persönlichen Abwesenheit — denn er war damals in München, wo er bei einem fehlerhaften Bewußtsein am allerwenigsten hätte zu erscheinen wagen dürfen — wurde die genaueste Haussuchung bei ihm vorgenommen; und nicht das Mindeste vorgefunden, was mit Unrecht oder Verdacht bezeichnet gewesen wäre.

Es hat auch noch Niemand mit der Behauptung wider ihn auftreten können, daß er auf hiesigem Platze auch nur ein einziges Exemplar der verrufenen Piece verkauft hätte; wie konnte er also eine Verbreitung derselben im Sinne haben? — Was für eine Beschaffenheit es mit seiner Sendung an den Buchhändler Jenisch hat, gab er schon Anfangs bei der hiesigen Behörde, und auch hernach bei dem kaiserlich-französischen, hiezu kommittirten General gleichförmig und ohne Rückhalt an.

Leider scheint das ganze Unglück meines Mannes daher zu rühren, daß seine Erklärung über die Art und Weise, wie er zur Versendung des Packets gekommen, welches jene Druckschrift enthalten haben solle, der Untersuchungsbehörde nicht so einleuchtend scheint, als gläublich sie Jedem ist, dem der Gang des Buchhandels in Deutschland geläufig ist.

Es ist gewiß allen deutschen Buchhändlern das nämliche schon oft begegnet, was hier mein Mann angiebt, und kann am häufigsten den Nürnbergischen Buchhändlern um deswillen begegnen, weil Nürnberg ein Haupt-Speditionsplatz der Buchhändler ist, daß sie nämlich die nackten Packete entweder an sich selbst, oder zur Spedition erhielten, und der Verleger erst am Jahresschluß die Rechnung über den gesandten Commissions-Artikel einschickte.

Und wenn es sich denn wirklich so verhält, wenn es bloßer Zufall ist, daß gerade mein Mann die Spe-

dition jener Packete erhielt, deren Inhalt er nicht kannte, — wie hart und schrecklich wäre für ihn das Loos einer langen Inquisition, welche diesfalls doch fruchtlos bliebe, und einer langen Gefangenschaft, welche vielleicht seine Gesundheit erschüttern würde, welche einen unberechnenden Schaden durch gänzliche Geschäftsstockung in dem nun ohne Direktion sich befindenden offenen Gewerb erzeugt, und mich mit mehreren Kindern in den verwaisten hülflosen Zustand versetzt, zu dessen Ertragung ich mich, bei meinem ohnedieß schwächlichen Körper, mit jedem Tage minderfähig fühle.

Geruhen Euer ꝛc. auch auf unsere äußerst beschränkte Vermögenslage gnädige Rücksicht zu nehmen, welche größtentheils nur in geliehenen Fonds, und also eigentlich nur in demjenigen besteht, was mein Mann durch seine tägliche Arbeit verdient, was bei jetzigen Zeiten ohnedies zur Erhaltung einer zahlreichen Familie kaum mehr zureicht.

Nur Euer ꝛc. eben so sehr durch die Hochdemselben beiwohnende helle Einsicht, als durch die Erhabenheit des Charakters, mächtige Unterstützung kann meinem Mann, an dessen Unschuld ich nach allen Umständen noch unerschüttert glauben muß, kann mich und meine Familie retten, und Euer ꝛc. wohlthätig kraftvolles Wort kann meinem an des Prinzen und Marschall Berthier Hoheit übersandten flehentlichen Bittschreibung Wirkung verschaffen, kann es bewerkstelligen, daß mein unglück-

licher Gatte nach Vorliegenheit der Umstände von der Instanz absolvirt und seiner häuslichen und bürgerlichen Stelle wieder zurückgegeben werde, welcher er niemals hat entrinnen wollen, und welche er auch ferner nicht verlassen wird.

Indem ich von Euer ꝛc. eine Gnade erflehe, welche mich von der Verzweiflung rettet, und welche einer zahlreichen Familie das halberstorbene Leben wieder einflößt u. s. w."

Doch dieses Schreiben blieb ohne Antwort, und auf eine Bittschrift, welche Frau Palm an Marschall Berthier einreichte, erhielt sie abschlägigen Bescheid oder vielmehr die Erklärung, daß alles vergebens und nichts mehr zu thun sei, indem sich die Verhaftung Palm's auf einen unmittelbaren Befehl von Paris gründe.

Am 22. August kam Palm in Braunau an und wurde der Proceß derart beeilt, daß schon am 26. das Urtheil gefällt und vollzogen wurde. [1]) Der Unglückliche

---

[1]) Neben Palm wurden noch Andere in den Prozeß verwickelt. Es sind Josef Schoderer, Kaufmann von Donauwörth, Peter Heinr. Merckle, Gastwirth zu Neckarsulm, Jos. Fr. Jenisch, Geschäftsführer der Stage'schen Buchhandlung in Augsburg, N. Kupfer, Buchhändler und Buchdrucker von Wien, N. Eurich, Buchhändler von Linz in Oesterreich. In dem Urtheil heißt es: „Diese wurden als Verfasser, Drucker und Vertheiler von Schandschriften beschuldigt, welche gegen Se. Maj. des Kaisers und Königs und seine Armeen erschienen, und in der Absicht verfaßt sind, die Gesinnungen der Einwohner des südlichen Deutschlands irre zu führen, indem sie selben zur Meuterey, Aufstand und Meuchelmord gegen die französischen Truppen aufreden, ja

welcher seine Unschuld auf's Klarste bewiesen zu haben glaubte, lebte in der festen Ueberzeugung einer baldigen Befreiung und freute sich, nun wieder in die Arme seiner geliebten Familie zurückkehren zu können. Als am 26. August Vormittags 11 Uhr sein Gefängniß geöffnet wurde, hoffte er auf Freilassung, erhielt aber statt dessen das Todesurtheil vorgelesen, welches trotz der Fürbitten der Frauen und Kinder von Braunau auf den Befehl des Festungskommandanten St. Hilaire („weil das Todesurtheil über Palm unmittelbar von Napoleon ausgesprochen worden sei, und er den strengsten Befehl habe, dasselbe sogleich auszuführen") durch Erschießen vollzogen wurde. [1])

---

sogar diese letzteren verführen und zu Ungehorsam und Vergessenheit ihrer Pflichten gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn verleiten wollen." Anwesend waren außer Palm nur Schoderer, der ebenfalls, wie alle Anderen, zum Tode verurtheilt, aber auf Verwendung seines Monarchen begnadigt wurde. Eine Stunde vor der zu seiner Hinrichtung bestimmten Zeit traf der Befehl ein, dieselbe aufzuschieben. Das Verbrechen, dessen er angeklagt war, sollte darin bestehen, daß er einem Geistlichen jene Flugschrift zum Lesen mitgetheilt habe.

[1]) Es ist kaum zu bezweifeln, daß Palm's Verurtheilung, das heißt also dessen Ermordung, vorher beschlossen und befohlen gewesen. Dies bestätigt auch Pöschel in seinem Briefe an Frau Palm (s. u.), indem er sagt: „Eigentlich war sein Tod schon bestimmt und laut ausgesprochen, bevor Ihr Herr Gemahl von Ihrem Hause abgeholt wurde; denn der französische Capitain, welcher damals im Pfarrhause zu Braunau einquartirt war, vertraute uns die Neuigkeit, daß ein gewisser Buchhändler von Nürnberg nebst zwei Anderen hier werde erschossen werden, acht oder zehn Tage schon vor der Ankunft derselben." — Auch Merckle behauptet, daß sein Todesurtheil schon gefällt gewesen sei,

Die letzten herzzerreißenden Zeilen, welche der Ermordete eine halbe Stunde vor seiner Hinrichtung an seine Gattin und seine Kinder schrieb, lauten also:

„Herzensschatz! Herzlich geliebte Kinder!

Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urtheilte ein hiesiges Militärgericht über mich, nachdem ich nur zwei Verhöre hatte und gefragt wurde, ob ich politische Schriften verbreitet hätte. Ich sagte, was ich wußte, daß höchstens nur per Spedition zufälligerweise dergleichen könnten versandt worden sein, aber nicht mit meinem Willen und Wissen.

Auf dieses richtete man mich vom Leben zum Tode ohne Defensor.[1]) Ich bat mir dazu N. aus, welcher aber nicht erschien; indessen vor Gott wird er mir erscheinen.

Dir, Herzensfrau, sage tausend Dank für Deine Liebe; tröste Dich mit Gott und vergesse mich nicht.

Ich habe auf der Welt nun nichts zu sagen; aber dort desto mehr. Lebe wohl, Du und Deine Kinder; Gott segne Dich und sie.

---

noch ehe sein Protocoll in Braunau angekommen war.

[1]) Schoderer bestätigt, daß der unglückliche Palm keinen Vertheidiger hatte, während doch dem gemeinsten Verbrecher ein solcher stets und ausdrücklich bestellt wurde.

Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerin und allen Freunden, denen ich für ihre Güte und Liebe danke.

Nochmals lebe wohl! Dort sehen wir uns wieder!

Dein herzlicher Gatte und meiner Kinder Vater
Joh. Phil. Palm.

Braunau, im Gefängnisse am 26. August 1806, eine halbe Stunde vor meinem Ende."

Eine vollständige Darstellung der letzten Lebensumstände und Hinrichtung Palm's gibt Thomas Pöschel, ein würdiger katholischer Geistlicher, der den Unglücklichen zum Tode vorbereitete und auf seinem letzten Gange begleitete, in zwei Schreiben an Frau Palm.

„Nach Verlesung seines Urtheils," berichtet Pöschel am 4. September 1806 aus Braunau, „bat er sich einen Geistlichen aus, der ihm dann auch in meiner Person bewilligt wurde. Ich säumte nicht, diesem zwar höchst traurigen, jedoch für einen solchen Unglücklichen dennoch tröstlichen Rufe zu folgen, und verfügte mich in Gesellschaft meines Herrn Collegen nach erhaltenem Erlaubnißscheine in's Gefängniß, wo ich ihn zwar höchst betroffen, aber doch bei voller Geistesgegenwart fand. Er gewann mich lieb und schenkte mir unter den wärmsten Freundschaftsküssen und Umarmungen sein innerstes Vertrauen, übergab mir die zwei Ringe an Sie zum Andenken und seine silberne Sackuhr für seinen lieben Sohn. Wir

suchten ihm unter verschiedenen trostreichen Gesprächen seine letzten Lebensstunden so viel möglich erträglich zu machen. Wie er denn auch nach und nach ganz ruhig und in Gott ergeben sein höchst unglückliches Schicksal zu ertragen immer bereitwilliger wurde. Den größten Schmerz und die häufigsten Thränen verursachte ihm die so schnelle und immerwährende Trennung von seiner innigstgeliebten Gattin und Kindern, und das traurige Loos, in welches dieselben durch seinen Tod versetzt würden. Er empfahl mir vorzüglich das weiße Tuch mit rothen Streifen an der Einfassung wohl aufzubewahren, und es Ihnen, meine Theuerste, so wie es ist, ohne dasselbe zu reinigen, sicher zu übermachen, indem er seine letzten Thränen als Beweise seiner bis an's Ende gehegten Liebe und Treue gegen seine Gattin und Kinder darin aufbewahrte, mit dem Zusatz, daß dies Ihnen in Ihrem Leben das größte und letzte Kleinod sein wird, welches ich dann in dem letzten Augenblicke vor seinem Tode zu mir nahm und nebst den übrigen Sachen aufbewahrte. „Indessen," heißt es in seinem Schreiben vom 27. Mai 1814 aus Salzburg, „rückten die Augenblicke heran, wo er zum Tode gehen sollte, was ungefähr um halb 2 Uhr Nachmittags geschah. Es kam nämlich ein französischer Soldat und band ihm mit einem Strick die Hände rückwärts zusammen; er bat zwar mit Ausdruck, daß man ihm die Hände frei lassen möchte, um sie zum Himmel empor heben zu können, allein es wurde ihm bedeutet, daß Alles ein-

mal so vorgeschrieben sei, wovon man nicht abgehen könne. Ich tröstete ihn mit der Vorstellung, daß auch der Herr uns zu Liebe sich binden ließ, und so wurde es ihm leichter. Wir gingen nun aus dem Gefängniß heraus auf die Gasse. Da stand vor der Thüre des Gebäudes ein Leiterwagen mit zwei Ochsen bespannt, welcher uns erwartete. Oben war ein Brett in die Quere befestigt zum Sitzen. Ich begab mich zuerst hinauf, um ihm Muth zu machen, nahm ihn auf meine rechte Seite und schlang meinen rechten Arm um seinen gebundenen linken; mein College saß rechts, Beide im schwarzen Talar, und so fuhren wir durch eine sehr große Menge Zuschauer, Jung und Alt, Groß und Klein, langsam zur Stadt hinaus. Vor und hinter dem Wagen war eine Anzahl französischer Reiter mit gezückten Säbeln und Fußvolk mit aufgepflanzten Gewehren. — Auf dem sogenannten Glacis vor dem Salzburger Thor erwartete uns die ganze französische Garnison in Quarré, außer der vierten Seite gegen die Stadt zu, wohin die Schüsse gerichtet werden sollten; diese war offen. Auf den Wällen der Festung waren die Kanonen zum Abfeuern gerichtet, wenn etwa Unruhe im Volke entstehen würde. — Als bald darauf befohlen ward, daß ihm die Augen verbunden würden, und er das oben genannte Tuch nicht gerne dazu gebrauchen wollte, damit es nicht verloren ginge, bot ich das meinige dar und verband ihm selbst die Augen, worauf er sich auf Befehl, mit vollem Bewußtsein und ganzer Gegenwart

des Geistes niederkniete und schweigend seinen Tod erwartete; worauf von sechs Soldaten mit zitternden Händen auf ihn gefeuert wurde, in einer Entfernung von ungefähr zehn bis zwölf Schritten. Da sank er auf das Angesicht zu Boden und ächzete laut. Auf dies wurden die nächsten unter den ersten stehenden sechs Soldaten zu feuern befehligt, die sich eben so zaghaft bezeugten. Darauf wurde er still. Ich wollte mich aber seines gewissen Todes versichern und sprang ganz nahe zu ihm hinzu; da bemerkte ich, daß er noch athme, was ich sogleich mit lauter Stimme anzeigte; worauf wieder andere Soldaten herbeieilten, das Gewehr auf den Kopf hielten und so abfeuerten, daß die Hirnschale in Stücken zersprang."

So endete also dies blutige Drama. Möge dasselbe, ein Beitrag zur Geschichte jener traurigen Tage der Fremdherrschaft, dazu dienen, im ganzen Vaterlande die Erkenntniß zu fördern, daß nur in einem innigen und kräftigen Zusammenwirken sämmtlicher deutschen Stämme und Glieder unser Heil erblühen und die nochmalige Erfüllung jenes im Sehergeiste gesprochene Wort des großen römischen Geschichtschreibers: „Möchte doch bei diesen Völkern, wenn nicht Liebe zu uns, wenigstens Haß unter sich herrschen und fortwähren!" ferne gehalten werden kann.[1])

H. M.

---

[1]) Tacitus, Germania, Buch XXXIII.

Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung.

An den Leser!

In einer Periode, wo zwei der ersten Fürsten Deutschlands, ob unzufrieden mit ihrem bisherigen Rang und Würde? oder aus unwiderleglichen Staatsgründen? die Krone aufsetzen, und ihre Erbländer zu souveränen Königreichen erheben,[1]) in dieser von außen glänzenden Periode, durchhallet schauerliches Wehklagen über Geldmangel, Theurung und nahrungslose Zeiten Germaniens

[1]) Durch den Preßburger Frieden erhielten die Kurfürsten von Bayern und Württemberg den Königstitel. Max Josef, ein gutmüthiger und volksfreundlicher, wenn auch der Genußsucht und Prachtliebe ergebener Fürst, wurde für seine Anhänglichkeit an Frankreich mit einer bedeutenden Vergrößerung seines Staates (siehe Einleitung Seite V.) belohnt. Die Vermählung zwischen Eugen Beauharnais, Napoleon's adoptirtem Stiefsohne, mit der Tochter des Königs befestigte noch mehr den engen Bund des bayerischen Hauses mit dem Bonaparte's. Der neue König von Württemberg, Friedrich I., der österreichische Besitzungen in Schwaben nebst anderen Gebieten erhielt, benutzte seine Erhöhung zur Abschaffung der alten Stände, zur Errichtung eines hohen und niederen Adels und einer Beamtenaristokratie und zur despotischen Unterdrückung seiner Unterthanen. Seine Tochter Katharina wurde an den leichtsinnigen Hieronymus, Napoleon's jüngsten Bruder vermählt.

sonst so glückliche Provinzen. Entweder ist die Quelle dieser Klage bloß in der Schwermuth einiger Milzsüchtigen aufzufinden, oder sie muß aus dem allgemeinen Elende des sogenannten römischen Reichs entsprungen sein. Wollte man einigen neueren Schriftstellern seine Leichtgläubigkeit preisgeben, so müßte der dießmalige Zeitpunkt, wenn nicht für ganz Deutschland, doch für gewisse Gegenden besonders beglückt und merkwürdig heißen. Mehrere Verfasser deutscher Staatsschriften wissen nicht genug von günstigen Aussichten aus der neuen Umwälzung der deutschen Staatsverfassung zu rühmen, und dürfte man ihnen trauen, so wäre der traurige Zustand, worunter Deutschlands Einwohner seufzen, nur eine Thränensaat, welche künftig von der reichsten Ernte vergütet werden solle. Ist es Männern, die uns so etwas bereden wollen, zu verargen, wenn sie Ohr und Herz dem lauten Kummer ihrer Mitbürger verschließen, wenn sie diesen feige Zaghaftigkeit, Mangel an Kenntnissen, und wer weiß, was sonst noch mehr, zum Vorwurf machen? Wir wollen zugeben, daß bei einigen Individuen die Klage über den Druck der Zeiten übertrieben sei; zugeben, daß nicht durch Wimmern und Seufzen, sondern durch Weisheit und entschlossenen Muth dem Uebel am ersten müsse abgeholfen werden. Allein, eben hier fordern wir jene Propheten bessrer Zeiten auf, statt blinder Hoffnungen, uns die Mittel und Wege zu zeigen, auf denen der Muth bedrängter Deutschen sich wieder erheben und die manchfaltigen Lasten, darunter wir erliegen, abwerfen solle. Wie sehr ist zu fürchten, daß sie uns in diesem Stück unberathen lassen, sie, die entweder nur Hofluft athmen, oder durch zufälliges Glück gegen Theilnahme am allgemeinen Elende gesichert, von Klagen über schlimme Zeiten Nichts wissen mögen. Indessen, so lange dem Leidenden kein Linderungsmittel für seine Schmerzen gereicht wird, so lange darf ihm auch Niemand wehren, seinen kläglichen Zustand laut herauszusagen, und sich wenigstens den Trost zu verschaffen, daß er um Hilfe gerufen, und nicht durch Verschließung der Schmerzen sich diese noch unerträglicher gemacht

hat. Ist es die Ruthe der Allmacht, die uns mit Mißwachs, Hunger und tödtlichen Seuchen dermals heimsuchet, oder ist es Schuld der Regenten Deutschlands, wenn Mangel und Dürftigkeit mit ihrem ganzen schrecklichen Gefolge täglich weiter einreißen und dem vormaligen Wohlstande der Länder den völligen Untergang bereiten? Wer ist verwegen genug, hier der Wahrheit in's Angesicht zu widersprechen und die Vertheidigung der Gewaltigen zu übernehmen, durch deren Hand Pandorens Büchse zu Deutschlands unbeschreiblichem Unglück geöffnet wurde? Freilich hat die Wahrheit ihre geschwornen Feinde, und wo am meisten, als an den Höfen der Fürsten? Dort findet sie Thür und Thore beständig verriegelt, und wenn sie ja sich einmal hineinzuschleichen Gelegenheit fand, so darf sie nur in einer fremden Hülle sich dort blicken lassen. Heil diesen Blättern, auf welchen die Wahrheit weder geschminkt, noch verunstaltet, sich zeigen wird! Ihre Bestimmung ist nicht der Palast oder das Museum, sondern die Wohnung des friedlichen Bürgers und Landmannes, dem man so gerne das Ziel verrücken und in genauer Ansicht seines eigenen Zustandes sowohl, als seines Vaterlandes, eine falsche Brille aufstecken möchte. Der Verfasser ist mit seiner Ansicht des dermaligen Zustandes der Dinge in Deutschland nicht zudringlich. Er macht auch auf Unfehlbarkeit seiner Behauptungen nicht den mindesten Anspruch. Doch wird geprüfte Wahrheit seiner Feder heilig sein, und wenn er hie und da aus Erfahrung redet, wird aller Zusatz davon verbannt bleiben. Ohne Rührung kann freilich ein Deutscher die Erniedrigung seines Vaterlandes nicht einmal ansehen, viel weniger persönlich empfinden und öffentlich davon reden. Hält er jedoch seine Leidenschaften dabei im Zügel, so ist er ein desto glaubwürdigerer Zeuge, und kein Vernünftiger wird ihm das Vorurtheil der Uebereilung, oder wie es sonst heißen mag, entgegenstellen.

Um dieser Abhandlung das gehörige Licht zu geben und Deutschlands betrübte Lage jedem Auge anschaulich zu machen,

wurde für dienlich erachtet, über das Betragen sämmtlicher Höfe, die mehr oder mindern Antheil an Germaniens Unglück nehmen, freimüthige Betrachtungen zu liefern, woraus sich, ohne erzwungene Folgerungen, von selbst wird ersehen lassen, wie viel Jeder zum Ursprung und Wachsthum des Deutschland verheerenden Ungewitters beigetragen habe.

Frankreich.

Hoch brüstete sich Gallien noch vor wenigen Jahren mit der Freiheit, diesem ersten Kleinode des Menschengeschlechtes. Sich dasselbe auf immer zu sichern, sah es gelassen zu, daß man seinen König dem schmählichsten Tode zum Opfer brachte, ihm seine Gemahlin auf eben diesem Wege nachschickte, und was sich noch von Ludwig's Familie mit dem Leben rettete, in ein ewiges Exil verwies. Was mochte wohl der größte Theil der französischen Nation, getäuscht vom Schalle des Wortes Freiheit, sich dabei anders denken, als Ungebundenheit an Gesetze und Entledigung von allen Abgaben. Von diesem Freiheitstaumel berauscht, fühlte sie sogar die grausame Geißel nicht, welche Robespierre, Marat und Andere aus ihrem Bunde mit eiserner Hand über sie schwangen; ja ein süßer Traum brachte ihr den Gedanken bei, daß das Land der Freiheit nur mit unschuldig vergossenem Bürgerblut fruchtbar gemacht werden könne. Daher die schaudererregenden Auftritte in Lyon, Marseille, Paris keine weiteren Bewegungen unter den Einwohnern dieses Reichs veranlaßten. So erwachte denn der Gallier nicht aus seinem Freiheitsschwindel, den er vielmehr in alle, Frankreich benachbarten Länder übertrug, und dort als einen Baum der allerkostbarsten Art fortzupflanzen, jede Mühe und Kunst aufbot. Ein wahrer Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen. Lieblich anzusehen, tödtlich beim Genuß seiner Früchte. Den französischen Volksrepräsentanten gelang es mehrere

Jahre hindurch, den lüsternen Freiheitsblick der Nation auf diesen Baum zu lenken, und kaum hatte Bonaparte der Regierung in Frankreich, nach seiner Rückkunft aus Egypten, eine andere Gestalt gegeben, als seiner Einsicht klar einleuchtete, daß Sprache von Freiheit der bequemste Vorhang sei, hinter welchem er die zu seiner Absicht nöthigen Rollen unbemerkt spielen und für Frankreich Fesseln schmieden könnte. Bald wußte sich dieser Vulkan so viel Cyklopen, als sein großes Unternehmen erforderte, zu verschaffen. Lauter Jubel begleitete die Hammerstreiche, wodurch, nach dem Wahne der Franzosen, in dieser vulkanischen Werkstätte für fremde Reiche die Ketten bereitet werden sollten. Die erste wurde für Frankreich selbst fertig, und Vulkan Napoleon wußte sie der Nation mit so viel Geschmeidigkeit anzulegen, daß dieselbe jetzt noch für ein Gängelband angesehen wird, womit man dem französischen Staat, wie einem noch schwachen Kinde, auf die Beine helfen wolle. Helle Köpfe, die der Sache auf den Grund zu sehen gewohnt sind, lassen sich von dergleichen Blendwerk nicht täuschen. Diese, wenn sie bei obigem Gleichniß stehen bleiben, sagen: Napoleon, der jetzt den französischen Staat nach Willkür leitet, ist mit der Amme zu vergleichen, welche, indem sie ein königliches Kind gängelt, sich im größten Aufputz zeigt, um dadurch Jedermanns Blick an sich zu locken sucht; einer Amme, die das Kind unter dem Vorwand, es gehen zu lernen, ermüdet, oder durch übertriebenes Hin- und Herführen endlich gar lähmet. Welch' ein heterodoxer Vergleich! so höre ich Viele sich erklären, wie kann der auf Napoleon passen, den neuen Schöpfer der großen französischen Monarchie? Sind es nicht seine Anstrengungen, seine Siege und Heldenthaten, die ihm das Vertrauen der jetzt seinem Scepter gehorchenden Nation erwarben? Konnte Frankreich den Sieger bei Marengo verkennen und seine Verdienste um den Staat unbelohnt lassen? Wer half der Verwirrung, worin die neue Republik dem Untergang nahe war, ab? Ist es nicht Napoleon? Wer brachte die für Frankreich so äußerst vortheilhaften

Friedenstraktate zu Lüneville[1]) und Amiens zu Stande? Wer sonst als Bonaparte? Wer hat die Zügel von Holland, der Schweiz, Italien in seiner Hand? Napoleon! Wer hat dem ganzen neptunischen Albion je mit größeren Gefahren gedroht, als eben dieser Unüberwindliche? Diese Fragen ließen sich mit vielen andern vermehren, und zu Entscheidungsgründen in der vorliegenden Sache anwenden. Wir läugnen jedoch, daß hieraus sich mehr denn dieses schließen lasse: Bonaparte ist einer der seltensten Menschen in der alten und neuen Geschichte, der die Blößen seiner Gegner mit Vortheil benutzte, und deßwegen manches Wagestück glücklich bestand. Zu wenig für Napoleon, den Unvergleichlichen, dünkt uns selbst das Urtheil unzähliger Deutschen zu sein. Diese bitten wir aber, zu erwägen, daß man hier nicht über den Charakter des jetzigen Beherrschers der Franzosen abzustimmen gedenke, sondern bloß sein Betragen seit dem Antritt des Oberconsulats, nebst dessen Einfluß auf Deutschland im Gesicht habe. Weltkundig ist es, daß Napoleon vom ersten Augenblick seiner

---

[1]) Der Friede von Lüneville wurde am 9. Februar 1801 zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossen. Oesterreich behielt in Italien nur das Gebiet von Venedig bis zur Etsch, bekam die Bisthümer Trident und Brixen, gab aber Toskana und Modena, sowie die Festung Mantua auf. In Deutschland verlor es den Breisgau, mit dem der Herzog von Modena entschädigt werden sollte, die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal, das Erzstift Salzburg mit der Probstei Berchtesgaden und einen Theil des Hochstifts Passau und das Bisthum Eichstädt, womit der Großherzog von Toskana entschädigt werden sollte. Das deutsche Reich wurde gar nicht beachtet. Oesterreich verlangte nur, daß alle Festungen auf dem rechten Rheinufer von den Franzosen geräumt würden, worauf Napoleon nur unter der Bedingung einging, daß diese Festungen geschleift würden, damit sie den Deutschen nicht als Stützpunkt gegen Frankreich dienen könnten. Und in der That ließ Bonaparte alle Festungswerke von Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Kastel (bei Mainz), Kehl, Philippsburg und Altbreisach in die Luft sprengen.

consularischen Regierung an Frankreichs ganze Macht in sich zu vereinigen suchte. Was nur immer von Befehlen, Verordnungen und neuen Einrichtungen ausging, war mit seinem Namen gestempelt. Die wichtigsten Geschäfte und Ehrenstellen wurden seinen Brüdern übertragen. Wenige Monate vergingen, und Napoleon lebte im königlichen Hofstaat. Die Sorge, diese Glückseligkeiten nach Umlauf der constitutionellen Frist an Andere abtreten zu müssen, wußte er sich bald durch das immerwährende Consulat zu entledigen. Dadurch nicht völlig beruhigt, machte er die Einleitung, daß ihm auch die Vollmacht zur Ernennung eines Nachfolgers zugestanden wurde. Jetzt stand er am Ziel seiner Würde. Die große Pforte durfte nur aufgehen, und der Oberconsul zog als Kaiser ein. Er fand den Schlüssel dazu mit leichter Mühe. Der französische Staatsrath war aus Männern zusammengesetzt, deren Barometer mit dem Napoleon's stieg und fiel. Ohr und Herz des Volkes wurden indessen durch den stolzen Namen der großen Nation so aufgeblasen, daß man darüber dem Gange der Regierung weiter nachzuspüren vergaß. Napoleon wußte noch mehr zu thun. Er fand in der sogenannten Verschwörung eines Georges, Pichegru[1]) und ihres Anhanges ein höchst

---

[1]) Im Jahre 1804 faßten zwei Verschworene, Georges Cadoudal, Chef der Chouans im französischen Revolutionskrieg, und General Pichegru, der als Befehlshaber der Nord-Armee im Jahre 1796 innerhalb weniger Wochen ganz Holland eroberte, den Entschluß, Bonaparte in seinem eigenen Palaste ermorden zu lassen und dann sogleich Ludwig XVIII. als König auszurufen. Dabei glaubten sie auf die Mithülfe des General Moreau rechnen zu dürfen, weil dieser sich nicht gefürchtet hatte, das neue Staatswesen des ersten Consuls zu verspotten. Dieser wies aber die ihm gestellten Anträge zurück. Die Verschwörung wurde entdeckt, und Pichegru am 28. Februar, Cadoudal aber erst am 9. März verhaftet. Bald nachher erfüllte sich das Schicksal der Verschwornen. Pichegru war bereits in seinem Gefängniß erdrosselt gefunden worden, und obgleich bewiesen wurde, daß er sich selbst umgebracht,

bequemes Mittel, sich der Nation noch wichtiger, ja ganz unentbehrlich zu machen. Zugleich fand er die erwünschteste Gelegenheit, den bedeutendsten Mann in Frankreich, den allverehrten Moreau, von seiner Seite zu schaffen. Die größte Macht, und mit ihr die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich wurde nun nach Boulogne gezogen, und London das Karthago, welches man zerstören müsse, genannt. Schon sahen die Franzosen lauter englische Guineen im Umlauf. Indessen unterblieb die so sehnlich gewünschte, so mächtig vorbereitete, so sicher ausposaunte Landung von einer Woche, von einem Monat und Jahre auf das andere. Einem Napoleon kam jedoch die Entfernung der größten Macht von seiner Hauptstadt trefflich zu Statten. Bei dieser Gelegenheit reiste er ab und zu, lernte diejenigen, die ihm ergeben waren, genauer kennen, und er durfte keine gewaltsamen Bewegungen unter dem Heer befürchten, wenn er sich vom Senat die Kaiserwürde auftragen ließ, da er Alle von Paris entfernen konnte, mit denen sein Vertrauen nicht in gutem Verhältniß stand. Napoleon's Erklärung auf diesen Antrag, der mit größter Feierlichkeit nach Boulogne an ihn erging, ist ein Meisterstück des unerhörtesten Stolzes und schon allein hinreichend, uns das Wesentlichste seines Charakters zu enthüllen. Er entblödete sich nicht, ohne Scheu zu bekennen, daß sein Streben von jeher nur die höchste Stufe bezielt habe. Dürften wir hier nicht fragen: Und wer ist der Sterbliche, dessen hoher Geist nur in der ersten aller menschlichen Würden seine Befriedigung zu suchen hat? Ist's der Sohn eines großen Fürsten, durch die Geburt zum künftigen Beherrscher eines mächtigen Volkes bestimmt? Oder — — —

---

so wollte doch Niemand daran glauben; Cadoudal bestieg mit elf Mitverschworenen die Guillotine, und der schwache Moreau nahm, nachdem er zu zweijähriger Haft und Tragung der Gerichtskosten verurtheilt worden war, Bonaparte's Gnade an und verpflichtete sich, nach Nordamerika zu gehen und nicht wieder zurückzukehren.

Würde man nun Napoleon Unrecht thun, wenn man ihn aus seiner eigenen Rede für den ausgemachtesten Revolutionär, der seines Königs Thron einige Jahre später eben so, wie andere, gefährdet haben würde, erklärte? Was war also die Triebfeder seines Fleißes, seiner Geschiedenheit von denen, die mit ihm gleichen Standes und Alters waren? Antwort: der künftige König. Nun — wenn Alle, die mit großen Geistesanlagen sich ausgerüstet fühlen, ihren jugendlichen Bemühungen um Kultur und Kenntnisse den Zweck eines Napoleon's unterlegen, woher Kronen und Throne zum Lohn ihres unermüdeten Strebens nach dem höchsten menschlichen Wissen? Der Himmel bewahre Jeden, der auf der Bühne die Rolle eines Königs mit Beifall spielt, vor dem Gedanken, sich einst noch gekrönt zu sehen, sonst würden unsere wirklichen Könige unaufhörlich in Gefahr sein, mit der Majestät das Leben zu verlieren. — Einmal hatte die Glücksgöttin Bonaparten zum ersten Liebling ersehen, und ihm den höchsten seiner Wünsche gewährt. Er ist Frankreichs Kaiser. Jetzt bleibt für ihn also nichts weiter übrig, als daß er das unermeßliche Geschenk aus Fortunens Hand ruhig und bis zu Nestor's Jahren genießt, die Millionen seiner Unterthanen nach den weisesten Gesetzen regiert, ihnen den Frieden von innen und außen sichert, und wo möglich den individuellsten Wohlstand in seinem weitläufigen Staate verbreitet. Nunmehr werden wir uns auch in seiner Person den vergnügt und zufriedensten aller Götter der Erde denken können! — Weit gefehlt, wenn wir Napoleon mit der Kaiserwürde ersättiget glauben. Noch sind seine Verdienste nicht hinlänglich belohnt, noch hat sein Werth Ansprüche auf neue Vorrechte. Italien, das durch Napoleon's Feldzüge so hoch beglückte Italien, in dessen Umfang er der Stadt und dem Staat Venedig bereits wohlthätige Besuche abgestattet, und dem heiligen Markus, nachdem er sich dessen Zechinen versichert, dem Haus Oesterreich überlassen hat; Italien, woraus Bonaparte einen König und einen Großherzog vertrieben, dagegen ein neues

Königreich und die cisalpinische Republik sich erheben ließ, hatte des Danks noch zu wenig an seinen Glücksbeförderer dadurch entrichtet, daß man ihm das Ruder der neuen Republik feierlichst in die Hände gab. Dabei war auch der Umfang dieses Landes nicht weitläufig genug, als daß ein neuer Beweis der Erkenntlichkeit das Auge der Welt an sich gezogen hätte. Der Alexander unsrer Zeit warf also das Netz aus, und siehe, das reiche Genua blieb darin hangen. Mailand hatte eine eiserne Krone, aber keinen Kopf, auf den sie paßte. Nur dem Haupte Napoleon's war sie angemessen. Jetzt war der König fertig und aus der Republik trat ein Königreich hervor. Sonst pflegten sich Republiken für Freistaaten zu halten, in welchen das oberherrliche Joch nicht, wie bei unumschränkten Regierungen, alle Augenblick fühlbar sei. Selbst Frankreich schaffte deßwegen die königliche Gewalt ab. Und Napoleon's Losung war: Vertheidigung der Freiheit. Wie sehr ihm damit Ernst gewesen, beweiset seine Metamorphose aus dem Oberconsul in den Kaiser. Freilich mehr bloße Veränderung des Namens und der Würde, als der Macht, denn schon war diese auf seine Person concentrirt. Indessen sah er, als erster Diener des Staats, sich doch noch hie und da beschränkter, als es seine Ambition und unbegränzten Absichten billigen. Ob wir dem Kaiser Frankreichs zu nahe treten, wenn wir ihn übertriebenster Ehrgier beschuldigen, darüber mag sein Betragen gegen ganz Europa, gegen Frankreich selbst entscheiden. Wie benahm er sich gegen das Letztere, seitdem es nicht hindern konnte, daß sein Oberconsul durch den von ihm ganz abhängigen Senat sich das Diplom als Kaiser ausfertigen ließ? Kann sich dieses Reich seitdem nur eine Minute lang des Glückes, das allein der Friede gewähren kann, rühmen? Wenn nicht schon das Oberconsuls erste Pflicht, der Wiederherstellung des innern Wohlstandes dieses großen Staates alle Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu widmen? konnte aber dem als unumschränkter Beherrscher berufenen Kaiser etwas heiliger sein, als sein Volk im Genusse der Früchte des Friedens unge-

stört zu lassen, und dem Pflug und Handwerkern die dort nöthigen Hände wieder zu geben? Hing vielleicht das glückliche Loos der Franzosen vom Felsen Malta ab, auf dem sich die Engländer jetzt festgesetzt hatten? Wir wollen das zugeben. Allein, wenn die Sache ganz darauf ankommt, warum rüstet Napoleon keine den Engländern gewachsene Flotte in Toulon, Genua, Marseille u. s. w. aus, um dadurch jene Steinmasse zu bezwingen, die er 1798 (freilich auf dem Wege der Verrätherei) in zweimal 24 Stunden einnahm. — Wenn doch noch einmal so gute Freunde von Bonaparte, wie damals, auf Malta wären, gewiß, daß er seinen unbezwinglichen Heldenmuth schon lange daran gewagt hätte. Jetzt aber sind's Engländer, die diesen Posten vertheidigen. Hier fällt mir Jemand ein und sagt: Ist es nicht unendlich rühmlicher für den Kaiser der Franzosen, lieber die englische Nation im Herzen anzugreifen und so zu demüthigen, daß sie Malta nicht allein, sondern alle ihre Besitzungen in Ost- und Westindien, an Frankreich abtreten, eine von Napoleon's Willkür bestimmte Regierungsform annehmen, ihre Schätze diesem ausliefern, und als eine untergeordnete Macht, wie Holland, die Schweiz, Italien, diesem Weltbezwinger zu Gebot stehen muß? Daß der neue Kaiser hierin Wunsch und Zweck vereinige, sagen uns alle öffentlichen Nachrichten aus seinem und seines Volkes einstimmigem Munde. — Welch' ein ungeheuerer Entwurf! Als ob, wenn er auszuführen wäre, die übrigen mit England in Verbindung gestandenen Länder gelassen zusehen könnten, daß der unersättliche Eroberer die Millionen, welche der Hand und dem Kredit der Engländer anvertraut sind, an sich reiße, unbekümmert, wie es der ganzen, wenigstens europäischen Welt, deren Eigenthum von dem französischen Abgrund verschlungen wird, in Zukunft ergehe. Die von Napoleon auf die Landung in England verwendeten Millionen sind zwar dem mindesten Theil nach aus dem französischen Staatsschatze genommen. Holland, Hannover, Hamburg und Antwerpen können uns am besten belehren, welchen Mitteln die Boulogner

Landungsflottille ihr Daſein zu verdanken hat. Demungeachtet mußte dieſes halsbrechende Wageſtück in die Finanzen des neuen Kaiſerthums beträchtliche Lücken machen. Dieſe ſollen mit Britanniens Reichthümern ausgefüllt, und dann das Vaterland der großen Nation zum Mittelpunkt aller Schätze und Glückſeligkeit der Erde gemacht werden. Daß Georg III. ſeinem älteſten Sohne, dem Prinzen von Wales, den Thron ſogleich abtreten, dieſer ihn aber als Vaſall von Frankreich nur beſteigen und nach Napoleon's Vorſchrift allein das Regiment führen muß, verſteht ſich von ſelbſt, wenn, wohlgemerkt, Frankreichs Genius, nicht zu der Landung den Kopf ſchüttelt. Folglich hätten wir nun den Fall, wo dem Wunder der Welt, Napoleon, alle Reiche die Thore öffnen, alle Könige die Kniee beugen, die geſammte Menſchheit huldigen müßte. — Wie? Und das ſollte der Plan des franzöſiſchen Gewalthabers ſein? Warum nicht, liebe deutſche Mitbürger! Wir könnten euch an das offene Geſtändniß der ſogenannten großen Armee, die ſich ſolcher Wunderdinge ungeſcheut rühmt, verweiſen. Doch nein, die That mag ſelbſt zu eurer Ueberzeugung reden. Man erinnere ſich an die in allen Zeitungen erzählte hyperboliſche Rede, womit Napoleon ſeinem Heer den Zug nach Deutſchland im vorigen Auguſt ankündigte. „Mit meiner Rechten," ſagte er, „will ich den deutſchen Kaiſer demüthigen, und mit der Linken England bändigen." Auf einer Seite ſetzte ihn ſein Glücksſtern in den Stand, daß er Wort halten konnte. Das Verhängniß verkettete Umſtände, die Napoleon in das Herz von Oeſtreich den Weg bahnten und ſeiner Fauſt einen erſchütternden Stoß an dieſe erſte deutſche Macht erleichterten. Ob ſchon daher ein Theil der Erniedrigung Deutſchlands abzuleiten ſei, darüber ſind freilich die deutſchen Köpfe nicht einig. Der größte Theil der öſtreichiſchen Erbländer gehört nicht zu Deutſchland. Folglich ſteht dieſes gleichgültig zu, was auch jene für ein Schickſal treffen mag. Ueberdieß betrachtet ſich Oeſtreich ſelbſt, wegen ſeiner erhabenen Vorzüge und Freiheiten, mehr für einen ſelbſtſtändigen Staat, als für einen

integrirenden Theil des römischen Reiches. Ja, so fern wäre denn der letzte Einfall der Franzosen in die deutschen Staaten der östreichischen Monarchie, bei einer Erniedrigung Deutschlands nicht in Anschlag zu bringen. Man richte jedoch den Blick auf die Umstände, welche den französischen Einmarsch in Deutschland begleiteten und auf die Folgen des Feldzugs gegen die Oestreicher, so wird das tief gesunkene Deutschland offen vor uns liegen. Napoleon führt seine Völker über den Rhein. Ohne Zelt, Mundvorrath und andere Nothwendigkeiten, die der Krieg für Mann und Pferd unentbehrlich macht, betreten sie den deutschen Boden. Wer wollte sich seinen Hunderttausenden widersetzen? Baden und Württemberg, Frankreichs Nachbarn, erhalten den ersten Besuch. Wie wohlgemeint und freundschaftlich dieser ablief, darüber leisten die lauten Klagen jener Länder die Gewähr. Fressen, Saufen, Raub und Weiberschänden, waren Tagesordnung der französischen Armee. Die Kurhöfe, Baden und Württemberg hatten zwar ihre Länder durch ein abgedrungenes Bündniß mit der Krone Frankreich zu retten gesucht? Wie wenig waren sie aber dadurch gebessert! Höchstens wurde durch dieses traurige Mittel Sengen und Brennen verhütet. Uebrigens mußten sich beide Fürsten an Napoleon's Freundschaftsversicherungen genügen lassen, und ihre Gesinnung ganz nach seiner Pfeife stimmen. Welche schwere Ueberwindung eine Lage dieser Art, dem wahren Vater seines Volkes, Bayerns weisem Kurfürsten, kosten müsse, ist leicht zu begreifen. Auch mußte es das Herz des Kurfürsten von Württemberg empören, als General Ney mit einer ansehnlichen Macht vor Stuttgarts Thoren erschien, diese Residenzstadt in Belagerungszustand setzte und durch Uebermacht den Einlaß ertrotzte, dem auf der Stelle die drückendsten Requisitionen nachfolgten, so daß das bedrängte Land zwischen Freund und Feind keinen Unterschied kannte. Jetzt sehen wir also zwei der ersten Reichsstände außer Thätigkeit und mit ihnen ganz Schwaben in französischer Gewalt. Napoleon durfte nur seine verschiedenen Haufen zusammenziehen und

den Feind bei Ulm aufsuchen, denn bisher hatte derselbe nicht das mindeste Hinderniß zu bekämpfen. Für bloße Vorstellungen hatte seine Hoheit kein Ohr, und außer der östreichischen Macht bei Ulm stellte sich ihm kein Feind in den Weg. Preußens neutrales Gebiet war ihm freilich verwehrt. Allein es standen keine Mannschaften zur Vertheidigung jener Gegenden da. Es wurde sich nicht lange besonnen. Der Marsch ging vorwärts, und Napoleon brachte seine Völker da, wo er sie haben wollte, zusammen. Der fränkische Kreis, durch welchen die sogenannte gallobatavische Armee den Zug nahm, hatte entsetzliche Lasten von diesen humanen Gästen zu tragen. Doch ging dort das Ungewitter noch eine Zeitlang vorüber. Die Reihe kam jetzt an Bayern. Sobald das Glück den Oestreichern bei Ulm den Rücken gekehrt hatte, zogen die Schaaren der großen Armee, siegprangend in diesen Kreis ein. Als Maximilian's Verbündete, wurde sich aller schonenden Mäßigung zu Frankreichs Kohorten versehen. Napoleons's Sprache und Erklärungen an dem Münchener Hofe waren viel zu sanft, als daß irgend ein bayerischer Einwohner von seinen bald erfolgenden unerhörten Bedrängnissen sich etwas konnte ahnen lassen. Nie wurde aber die Menschheit, unter dem Ausdruck der Freundschaft boshafter als diesmal getäuscht; nie das Land eines verbündeten Fürsten schändlicher, als diesmal die kurbayerischen Staaten behandelt. Fast gerieth man auf den verzweifelten Gedanken, Maximilian habe seine Erbländer, sich selbst und seinen ganzen Hof Frankreichs unumschränkter Gewalt unterworfen. Ungeheure Lieferungen aller Art waren das erste Wort, womit man Städten und Dörfern in Bayern das Compliment machte. Nach diesem traurigen Willkomm eilte der Soldat wie ein ausgehungerter Wolf auf sein angewiesenes Quartier zu. Sonst pflegt der Hunger keine Speise zu verachten, hier forderte er Leckerbissen zu seiner Befriedigung. Kaum war der Franzose aus seinem Nest, als er sich schon nach Kaffee, Wein, Liqueur, Braten und Eingemachtem umsah. Noch dampfte der Fraß aus seinem gespannten Wanste,

als er sich zum Mittagessen niedersetzte, und wenn nicht köstliche Zubereitung der Speisen auf's Neue seinen Appetit reizte, Wirth und Wirthin auf das Infamste mißhandelte. Unter fortgesetztem Schwelgen kam der Abend herbei, und da wurden dann neue Versuche zum Dienste des Bauches, bis zum eckelhaftesten Speien, gemacht. Ein einziger elender Kriegsknecht, der in Friedenszeiten alle seine Lebensbedürfnisse mit zwei Groschen bestreiten muß, erforderte jetzt täglich drei bis vier Gulden zu seinem Unterhalt. Wem nur zwei dieser Wölfe in Menschengestalt zugetheilt waren, der mußte binnen vier Wochen einen Beutel mit 200 Gulden rein geleert sehen. Man darf daher mit völligem Bestand der Wahrheit annehmen, daß die bayerischen Erbländer seit sechs Wochen durch die französischen Quartiere eben so viel erlitten haben, als wenn sie eine Armee von 200,000 Köpfen, bei sonst gewöhnlichem Solde, viele Jahre hindurch hätten unterhalten müssen. Tief unter der Niedrigkeit des Thiers staud die viehische Wollust der französischen Ausgelassenheit. In mehreren bayerischen Städten kamen die gehässigsten Auftritte zum Vorschein. So erzählt man z. B. von Passau, daß verschiedene Weibspersonen in Pferdställe gelockt, daselbst auf den Tod geschändet, dann auf dem Karren weggeführt und begraben worden. Sollten diese unglücklichen Opfer einer mehr als viehischen Wollust auch ganz Laster gewesen sein, so ist's Schauder für die Menschheit, von Gliedern einer Nation, die sich die Große (doch vermuthlich auch in moralischer Hinsicht?) ausschlußweise nennt, Handlungen bemerken zu müssen, die selbst am rohesten Barbaren den Menschen verkennen lassen. Unausbleibliche Folgen einer von den französischen Befehlshabern absichtlich vernachlässigten Kriegszucht, wodurch dem gemeinen Soldaten jede Mißhandlung des Bürgers und Landmannes nachgesehen, sogar in den Staaten von Napoleon's ersten Bundesgenossen nachgesehen wurde. Wo konnte der vor den Altären des Bacchus seiner Vernunft beraubte Krieger anders hintaumeln, als in die Tempel der Cypria, wo tausende einem fürchterlicheren Tod, als selbst

auf dem Schlachtfeld, in die Sense fielen. Diesen Ausschweifungen fehlt es zwar nicht an Vertheidigern. Man beruft sich zu ihrer Entschuldigung auf ähnliche Scenen, welche die Geschichte aller Kriege aufstellet. Ja, man will beweisen, daß der Tapferkeit des Kriegsmanns durch Verstattung mehrerer Freiheit der beste Zunder untergelegt werde. Das Gegentheil wäre leicht darzuthun, und längst hat die Erfahrung gelehrt, daß der Schwelger beim ersten Mangel der Lebensmittel, vor dem gewiß kein Krieg sicher ist, der hinfälligste sei, und überhaupt auf ausdauernde Festigkeit des Körpers keinen Anspruch habe. Gesetzt aber, es gebührе dem Soldaten nach einem mühsamen und gefahrvollen Feldzug eine Erholung, so muß erst die Frage entschieden werden, auf wessen Kosten er diese verlangen könne? Höchstens kann in Feindes Landen diese Last auf die Einwohner fallen. Grausamkeit aber und die bösartigsten Absichten verrathen sich, wenn der Unterthan eines verbündeten Fürsten, dessen Sohn oder Blutsfreund der Krone Frankreich ihre Siege neuerlichst erringen half, und der entweder nie oder mit Wunden bedeckt aus dem Feldzug zurückkam, wenn, sage ich, dieser friedliche Unterthan, dem der Vorrath an Getreide, Stroh, Fütterung durch unzählige Lieferungen abgepreßt worden, sich zu einem Winter- und Kantonirungsquartiere verdammt sieht, desgleichen man seit dem dreißigjährigen Krieg kein Beispiel hat. Damals lebte der Oestreicher unter Tilly und Wallenstein gerade so, wie jetzt der Franzose, und wenn sein Kaiser sich aus jenem Kriege nichts anmerkte, so hat er doch die damals übliche Unterhaltungsart eines Heeres genau copirt. Männer, denen aller Glaube beizumessen, haben als reine Wahrheit versichert, daß Frankreichs Oberhaupt, als ihm in München über die unerhörten Drangsale, worunter der bayerische Einwohner seufze, die nachdrücklichsten Vorstellungen geschahen, mit kaltem Blut sagte: „Das haben meine Leute nicht gethan. Es ist Krieg, man lasse mich in Ruhe und störe mich nicht in meinem Plan.“ Schon im Dezember des vorigen Jahrs wird der Friede in Preß-

burg unterzeichnet, und von dem Augenblick an hat Oeſtreich Hoffnung, ſeine Feinde los zu werden. Hätte Bayern nicht ein gegründeteres Recht, der Vortheile dieſes Friedens zu genießen? Dieſe konnten keine andern ſein, als daß das franzöſiſche Heer abgeführt, und das Land ferneren Bedrückungen enthoben würde. Gerade das Gegentheil erfolgte. Die Franzoſen ziehen ſich aus den Staaten des deutſchen Kaiſers, um ſich in Bayern feſtzuſetzen, und hier bei Freſſen und Saufen ein durch lange Monate fortgeſetztes Siegesfeſt, mit dem Untergang aller Einwohner, zu feiern. Wenn hier vom Untergange die Rede iſt, ſo nehme man das Wort in ſtrengſter Bedeutung und nicht als einen Ausdruck, der nur die Größe der Leiden, welche die Franzoſen über den bayeriſchen Staat herbeigeführt, angeben ſoll. Noch ſind es nicht fünf Jahre, da ein feindliches Heer der nämlichen Nation in dieſem Lande den Meiſter ſpielte. Und da zweifelt wohl Niemand, daß die damals den Einwohnern geſchlagenen Wunden binnen dieſer kurzen Friſt bei den wenigſten vernarben konnten. Der Landmann, des benöthigten Zugviehes entblößt, hatte kaum angefangen, ſich wieder mit Pferden und Rindern zu verſehen, als der, einem Einfall in allen Stücken gleiche Durchzug der Franzoſen demſelben dieſen wichtigen Theil ſeiner Habe wieder entzog. Betrug, Liſt, Gewalt boten einander hierin die Hände. Thränen und fußfälliges Bitten um Verſchonung wurden mit Hohngelächter oder mit Schlägen abgewieſen. Der Franzoſe gab ſich den Namen eines Retters von Bayern. Wahrlich eine Rettung, jener ähnlich, bei der der Kranke, welchen dieſer Arzt früher in's Grab geſchickt hätte, unter der Hand des anderen bloß eines langſamern Todes ſtirbt. Wenn irgend mit der Freundſchaft ein Spott getrieben wurde, konnte er wohl bitterer ſein, als dieſer? Doch, es liegt ja in Napoleon's Plan, Deutſchland ſo zu entkräften, daß ihm für jetzt und die entfernteſte Zukunft von dieſer Seite nichts zu befürchten ſtehe. Er wählte dazu verſchiedene ſehr ſchickliche Wege Fürſtliche Häuſer, deren Hoheit ſich aus dem grauesten Alterthum

herleitet, aus deren einem längst schon Kaiser und Könige hervorgingen, wurden mit der Familie Bonaparte's durch die engsten Bande des Blutes verknüpft, und schon steht Frankreichs Herrscher mit Baden, Bayern, Schweden und Rußland in naher Verwandtschaft. Damit nicht zufrieden, bot er Bayern und Würtemberg die Krone an, wozu der deutsche Kaiser in dem letzten Frieden seine Einwilligung geben mußte. So hat nun Deutschland zwei Königreiche in seinen Grenzen, die doch durch den Lüneviller Tractat so sehr verengert wurden. Daß ein königlicher Hofstaat ungleich größeren Aufwand, als der kurfürstliche, zur Folge habe, ist auch dem gemeinsten Kopf begreiflich. Man weiß, daß ein sicherer großer Hof als Staatsmaxime es ansah, der Erhebung Preußens zu einem Königreich sich nicht entgegen zu setzen, weil das zu einer ansehnlichen Macht herangewachsene Haus Brandenburg dadurch in seinen Finanzen geschwächt werden sollte. In unseren Zeiten gibt es Schriftsteller, welche aus Preußens Beispiel zu beweisen suchen, daß Bayern an Unterthanen und Einkünften jenem, in Vergleich mit Friedrich's I. Periode, weit überlegen sei, und eben daraus den Schluß machen, daß Maximilian Josef seine Erblande mit größtem Recht zu einem Königreiche erheben könne. Haben diese Männer aber alle Umstände hinlänglich erwogen, wenn sie den Anfang des 18. und des 19. Jahrhunderts geradehin in Parallele setzen? Haben sie niche vergessen, daß vor jetzt hundert Jahren tausend Gulden so viel als nun viertausend ausrichteten? War Preußen bei seiner Verwandlung auch mit einer so ungeheuren Schuld, als das heutige Bayern belastet? Und wenn Friedrich's I. Nachfolger den prachtvollen Hofstaat seines Vaters fortgesetzt hätte, wie würde es alsdann um seine Finanzen ausgesehen haben? König würde er freilich gewesen sein, aber ohne Schatz, ohne bedeutende Kriegsmacht. Erst durch Friedrich Wilhelm's I. Sparsamkeit und den Heldenmuth seines Thronfolgers machte sich Preußen von allem fremden Einfluß unabhängig. Dabei ist nicht zu übersehen, daß Preußen ein doppeltes

Verhältniß gegen das deutsche Reich hat, wovon es den Umständen nach Vortheil ziehen kann. Vor allem lasse man nicht aus der Acht, daß Friedrich I. keine französische Armee im Lande hatte, als er sich 1701 zu Königsberg die Krone aufsetzte. Den Königreichen Bayern und Württemberg mußte erst die Schlacht bei Austerlitz den Ausschlag geben. Diese auf Frankreichs Seite verloren, und nie wäre in München und Stuttgart an eine Krone gedacht worden. In dem kurzen Zeitraum von vier Wochen sind beide neue Königreiche herangereift. Hier bleibt nun Bayern und Württemberg weit hinter Preußen zurück. Dort stand das königliche Diadem in der Willkühr des Kurfürsten von Brandenburg, hier muß es von dem Manne gegeben und genommen werden, dem das Glück selbst erst vor sechzehn Monaten unter den Gewaltigen der Erde eine Stelle anwies. Tief fühlt die Brust des Deutschen den unerträglichen Gedanken, zwei der ersten Reichsfürsten in einer Standeserhöhung zu wissen, die bloß auf das gute Glück Napoleon's berechnet ist. Ob das Wahrheit ist? Ja, lieber deutscher Mitbruder, richte deinen Blick vor- und rückwärts, so leuchtet dir die Wahrheit darüber in's Gesicht, rückwärts liegt uns der zu Frankreichs unermeßlichem Vortheil in wenigen Wochen geendigte Feldzug, der nur ein Schattenbild der vorigen deutschen Staatsverfassung übrig ließ, und die höchste Gewalt im Reich von Wien nach Paris übersetzte. Schon mußte der Kurfürst-Erzkanzler französische Verweise für Complimente annehmen, daß er die Klagen der gekränkten Reichsritterschaft zur Dictatur brachte. Trauriger Beweis des tiefgesunkenen Ansehens des ersten Reichsstandes und der tiefen Erniedrigung des Reichs selbst. Auf der andern Seite hat zwar Napoleon die Häuser Bayern, Baden, und Württemberg am Glücke des vorigen Feldzuges Theil nehmen lassen und die von Oestreich abgetretenen Provinzen in Schwaben nebst Tirol unter sie vertheilt. Dadurch wurde er jedoch weder an diesen drei Kurfürsten, noch am übrigen Reiche ein Wohlthäter. Nicht an Bayern, welchem er Tirol mit einigen

vorderöstreichischen Besitzungen anwies. Wie kurzsichtig müßte der nicht sein, welcher den schlauen König von Italien darunter verkennen wollte, daß Tirol den Bayern zur Vertheidigung übergeben wird? Sollte es dem Kaiser von Oestreich, wenn die Schmerzen des letzten Krieges geheilt sind, künftig in den Sinn kommen, seine Rechte an Italien wieder geltend zu machen und in dieser Absicht die Pässe von Tirol durch seine Kriegsvölker betreten zu lassen, so sind nun die Bayern die Ersten, auf welche der Schlag fällt, und ihre Faust muß sich dann mit der feindlichen messen. Unmöglich kann man übergehen, daß Frankreich nur vor wenigen Jahren die gefürstete Grafschaft Tirol für ein unbedeutendes, unergiebiges Gebirgsland erklärte. Nun hat sich die Sprache gewaltig geändert, so, daß man glauben sollte, Bayern sei durch diesen Zuwachs allein fähig worden, den Titel eines Königreiches anzunehmen. Ist es an dem, daß Tirol seinem Regenten nur eine mäßige Summe einbringt, so hat das königliche Haus Bayern sich dieses Erwerbs wenig zu erfreuen. Dieses Land sei aber noch so ergiebig, so erfordern die starken Besatzungen in demselben beträchtliche Summen, welche dem königl. Aerarium zur Last fallen. Freilich wird von einem neuen Verkehr zwischen Bayern und Italien viel vorgespiegelt, und man sagt Wunderdinge, die aus dem Markt von Botzen künftig werden sollen. Besonders tritt Venedig auf, woher das Bayerland in kurzer Zeit mit allen Produkten der Levante und Italiens versehen zu werden sich Hoffnung zu machen habe. Welche Täuschungen! kaum hinreichend den Ungeweihten zu blenden, viel weniger das prüfende Publikum hinter das Licht zu führen. Venedigs ganz zu Boden liegender Handel braucht viele unausgesetzt glückliche Zeiten zu seiner Erholung. Nicht aber die Zeit allein, sondern baare Summen können diesem vormals berühmten Handelsplatz wieder aufhelfen. Sind wohl von der französischen Regierung solche Vorschußgelder zu erwarten? Und selbst auf diesen Fall, müßte Frankreich auf dem mittelländischen Meer zuvor die Uebermacht haben,

ehe Venedig die Produkte von Welschland und der Türkei an Deutschland um einen lockenden Preis abgeben und von dieser Seite den Alleinhandel an sich ziehen könnte. Nehmen wir auch diesen Fall an, so ist der Gewinnst offenbar für Frankreich berechnet, welches nach und nach größere Tyrannei mit den levantischen Waaren treiben wird, als jene, die es den Engländern mit den ost- und westindischen Artikeln zum Vorwurf macht. Ein großes und untrügliches Vorspiel davon ist die in ganz Italien mit Beschlag belegte Seide, womit Napoleon seine Fabriken auf's Neue beleben und durch diese die Herrschaft über die Moden seinem Reich wieder zueignen will. Als noch vor sechzig Jahren und darüber unermeßliche Summen für Seidenzeuge, Gold- und Silberborten, nach Lyon und Marseille aus Deutschland vrrsendet wurden, lachte der Franzose sich die Faust voll, und es ward in Frankreich zum Sprichwort, daß es Herr der Welt sei, so lange es über Kleidertracht und Moden die Herrschaft besitze. Seitdem sich durch das Aufkommen vieler Fabriken und Manufakturen in Deutschland, worin die französischen Putz- und Flitterwaaren den meisten Abgang fanden, das Blatt gewendet, und England für seine Fabrikate sich stärkeren Absatz bei uns verschafft hat, ist des französischen Klagegeschreies kein Ende. Die Britten, heißt es, sind der Ruin der Welt; ihnen strömt aus ganz Europa das Geld zu; sie müssen also vertilgt werden. Wer kann das aber zu Stand bringen? Niemand als Napoleon und die große Nation, die sich schon drei Jahre mit diesem großen Unternehmen beschäftigen. Zum Besten der Menschheit, rühmen sie sich, die Freiheit des Seehandels herstellen und England deßwegen züchtigen zu wollen. Wer kann von dem für alle Schätze der Welt magnetischen Frankreich und seinem im Meere ungeheurer Entwürfe schwimmenden Regenten eine solche Aufopferung und Uneigennützigkeit jemals erwarten, daß sie, um alle Völker zu beglücken, die Gefahren der Landung in England zu bestehen bereit wären? Hätte nicht Alexander, der seine Waffen nach Indien trug, mit demselben Recht

vorgeben können, er führe nur Krieg, um die Morgenländer mit den Sitten und der Weisheit der Griechen bekannt zu machen und ihrer Lebensart durch Cultur eine glücklichere Wendung zu geben? Die ganze vernünftige Welt ist überzeugt, daß Napoleon, wären Britanniens Reichthümer in seiner Gewalt, für alle Nationen Fesseln schmieden, und seine Befehle in den fünf Welttheilen gültig zu machen versuchen würde. Wer noch in Deutschland daran zweifelt, der prüfe Napoleon's Mäßigung in Kriegs- und Friedenszeiten nach unparteiischen Nachrichten.

Traum ist es demnach, wenn deutsche Köpfe sich die Meinung beigehen lassen, Frankreichs Krieg mit England habe auch die Vortheile unseres Vaterlandes zum Zweck. Der französischen Revolution schreiben wir mit Grund die jetzigen hohen Preise der im Seehandel begriffenen Waaren zu. Ihre letztere Erhöhung aber ist unstreitig von Napoleon veranlaßt. Ob England oder Frankreich den noch währenden See- und Landkrieg veranlaßt habe, gehört nicht in unsere Untersuchung. Doch kann kein Unbefangener, dem es mit der heiligen Wahrheit Ernst ist, für Napoleon's Unschuld das Wort reden. Kleinigkeit kann's wohl nicht heißen, wenn er einen Freistaat in Italien nach dem andern zuerst zusammenkettet und alsdann die ganze Masse in ein Königreich umgestaltet, über welchem er sich selbst die Krone aufsetzt. Wenn ebenderselbe die sonst glückliche Schweiz ihrer alten Verfassung beraubt, ihre Gesetze und Grenzen nach Gefallen ändert, die würdigsten Männer von der Regierung entfernt, und ihre Stellen mit Leuten seines Sinnes besetzt, sollte auch darüber gleichgültig hinweggegangen werden? Wenn er, gegen die gegebene traktatenmäßige Versicherung, dem König von Sardinien für die ihm entzogenen Ländern alle Schadloshaltung versagt und auf die ernstlichsten Vorstellungen Rußlands in diesem Punkt keiner Billigkeit Gehör gibt; wenn er endlich mitten im Frieden, den Herzog von Enghien in dem Gebiete des Kurfürsten von Baden, durch bewaffnete Schaaren aufheben, über den Rhein nach Frankreich

schleppen und dort ohne Urtheil und Recht erschießen läßt, sollte Niemand sich darüber befremden, keine Macht in Europa daran stoßen? Als Rußland über diesen letzteren Unfug Beschwerde am Reichstag erhob, sah sich der weise Vater seiner Länder, der Kurfürst von Baden, zu Gegenvorstellungen genöthigt, wenn er sich und seine Staaten nicht neuen französischen Gefahren aussetzen wollte.[1]) Wie leicht hätte er in Hiob's trauriger Lage sonst sagen müssen: Er hat's gegeben, er hat's genommen. Schon der Consul Bonaparte durfte sich der Ehre rühmen, vier Kurhüte vergeben zu haben. Dafür konnte er von den damit gezierten Fürsten

---

[1]) In Paris war eine Verschwörung zur Wiederherstellung der Bourbons und Beseitigung des ersten Consuls entdeckt worden. Das Haupt des Complottes glaubte man in dem letzten Sprossen der Condé's, dem Herzoge von Enghien, der sich in Ettenheim im Badischen, umgeben von einem Schwarm von Emigranten, aufhielt. Am 14. März 1804 ging eine Abtheilung französischen Militairs ohne Weiteres über den Rhein, besetzte Ettenheim und führte den Herzog von Enghien gefangen über Straßburg nach Vincennes, wo ein Kriegsgericht gehalten und der Prinz, dem man nicht gestattete, sich persönlich an den ersten Consul zu wenden, auf Befehl des Generals Savary ohne Weiteres erschossen wurde. Ob dieser tragische Ausfall, wie Bonaparte behauptet, dem übertriebenen Dienstfleiser des Generals, oder dem Willen des ersten Consuls zuzuschreiben ist, bleibt dahingestellt. An allen europäischen Höfen erregte die That den größten Abscheu. In Berlin dachte man einen Augenblick daran, die Unterhandlungen mit Frankreich abzubrechen. Als aber Bonaparte seine Empfindlichkeit über eine solche Kritik seiner Handlungen sogleich zu erkennen gab, indem er Truppenverstärkungen in Hannover ankündigen ließ, beruhigte sich der König und suchte den gefürchteten Mann dadurch zu begütigen, daß der preußische Gesandte in Regensburg Befehl erhielt, gegen jeden Schritt zu stimmen, den das Reich auf Andringen Rußlands und Schwedens wegen der in Ettenheim verübten Gebietsverletzung beschließen möchte. In der That wurde, da auch das zunächst betheiligte Baden eingeschüchtert war, jede mißliebige Aeußerung verhindert. (Eberty, Geschichte des preußischen Staats V, 606.)

sich alle Erkenntlichkeit versprechen, und gewann hierdurch zugleich einen Anhang im deutschen Reich. Daß diese neuen Kurfürsten, etwa Salzburg ausgenommen, dem deutschen Kaiser kein Vergnügen brachten, ist außer Zweifel. Eben so gewiß ist es aber auch, daß die deutsche Reichsverfassung dadurch einen wichtigen Stoß bekam, wobei das geschwächte Oestreich gelassen zusehen mußte, wie verschiedene der angesehensten Höfe Deutschlands für Frankreichs Freundschaft gewonnen waren. Möchte doch diese Freundschaft nicht den sauren Schweiß und das Blut der Unterthanen gekostet haben. Württemberg schlug seinen Schaden noch im vorigen Krieg auf 60 Millionen an. Wird Bayerns Rechnung geringer sein? Durch wen lief nun die Zeche so hoch hinan? Doch unfehlbar größtentheils auf Veranlassung französischer Kriegsbeiträge und Einquartierungen. Indessen standen damals die Heere Frankreichs als Feinde in Bayern und Schwaben. Diese Rücksicht machte selbst die größten Lasten erträglich. Was war von dem Feind, der sich des Landes bemächtigt hatte, Gutes zu erwarten? Dennoch hat Bayern durch jenen feindlichen Ueberfall unendlich weniger, als bei dem dermaligen Besuch der Freunde, gelitten. Die allgemeine Stimmung behauptet, daß der französische Soldat aus einem Europäer in einem Kannibalen ausgeartet sei. Ehedem wurde von dem Franzosen gesagt, daß er bei einem Schoppen Wein von Mittag bis zum Abend singe und pfeife. In dem Land, das auch nicht den geringsten Weinbau besitzt, in Bayern, wo man alle Weine mit den schwersten Mauth- und Transportkosten aus Franken, Oesterreich, Ungarn beziehen muß, hier, wo Tausende von Eingebornen zwanzig Jahre und darüber erreichen, ohne einen Tropfen des edlen Rebensaftes je gekostet zu haben, hier ging der Franzose in den unmäßigsten Trunkenbold über. Kaum war schon am frühen Morgen die Branntweinflasche geleert und in dem Kaffeekessel der Boden zu sehen, als schon der Braten, von Wein und Bier begleitet, auf dem Tische stehen mußte. Und in dieser Ordnung wird ein Tag nach

dem andern, unter Händeringen, Thränen und Verzweiflung der in Napoleon's Hände gerathenen Bayern fortgeschwelgt. Wenn irgend einem hiesigen Einwohner die Klagen der auf's Blut ausgesaugten Hannoveraner übertrieben schienen, hat er nun gewiß durch eigene Erfahrung seinen Unglauben abgelegt, daß es ihm jetzt selbst am Ausdruck gebricht, das Elend des mit Kummer und Noth gefüllten Landes zu schildern. Kein Spinnengewebe ist so unstichhaltig als der Vorwand, unter dem Napoleon den langen drückenden Aufenthalt seiner Kriegsvölker in Bayern versteckt. Bald soll Oesterreich die Friedensbedingnisse noch nicht alle erfüllt, bald die Russen neue Feindseligkeiten gedroht oder wirklich unternommen haben, und darum eine französische Armee in Bayern nöthig sein. Als ob es in Italien nicht Franzosen genug zur Gegenwehr der Russen gäbe? Fehlt es aber daran, warum werden nicht die den armen Bayern so lästigen Kriegsleute an Ort und Stelle geführt, wo man ihrer bedarf? Was Oesterreich betrifft, so ist es gewiß, nach den zuletzt erlittenen Unglücksfällen weit entfernt durch einen Einfall in Bayern das Kriegsfeuer nochmals zu entzünden und seine Staaten neuen möglichen Verheerungen auszusetzen. Also fallen die Entschuldigungen des mit Bayerns Untergang verknüpften Aufenthalt des französischen Heeres in diesem Lande von selbst weg; eines Heeres, dem man seine ganze Löhnung vorenthält, damit das Geld in Frankreich bleibe und nicht im Auslande verzehrt werde, oder besser, damit in Erfüllung ginge, was Napoleon den Hamburgern erklären ließ: Frankreichs Stärke beruhe auf Grund und Boden, und auf der Tapferkeit seines Volks, welches letztere nichts anders heißen kann, denn: Meine halbe Million Soldaten muß immer auf Kosten fremder Länder unterhalten werden. Ohne der Wahrheit den mindesten Abbruch zu thun, darf man behaupten, daß keine Krone so viel gekostet habe, als die des Königs von Bayern. Die älteste Tochter dieses Fürsten, eine Prinzessin, die der Stolz aller hohen Häuser in Europa gewesen, ihrem Blut

nach keiner Fürstin unsers Welttheils nachstehend, mußte sich an die Seite eines Beauharnais stellen, um den ersten königlichen Adel in Bonaparte's dunkle Familie zu übertragen. Welch' ein Opfer für eine Krone von einem zärtlichen Vater gebracht!

Bringt man dazu die Millionen in Anschlag, welche das französische Heer dem Staat gekostet, so ist obige Behauptung vollkommen gerechtfertigt. Aus dem bisher erzählten Geschichtsgang aber ist sonnenklar, daß Napoleon um König Maximilian in Bayern und dessen Erbländer so wenig Verdienst habe, daß man seinetwillen vielmehr die Annalen von Bayern mit Stellen verweben muß, welche dem Leser der späten Nachwelt noch eine Thräne entlocken werden. Württemberg, das unglückliche Württemberg, reihet sich an das vom Freunde zu Grund gerichtete bayrische Königreich. Auch hier gibt Napoleon's freigebige Hand eine Krone hin. Dagegen nimmt er sich die Freiheit, die die Grundsäulen des württembergischen Wohlstandes niederzureißen, die Landstände aus dem Wege zu räumen, und indem er den König gewisser landesfürstlicher Obliegenheiten gegen die Repräsentanten seines Volkes entbindet, das Interesse desselben mit den Absichten des französischen Hofes unauflöslich zu verknüpfen. Daß französische Kriegsschaaren auch in diesem neugeschaffenen Königreich, einem an sich gesegneten und fruchtbaren Lande, sich im Ueberfluß weiden dürfen, versteht sich von selbst. Ein auffallender Zug von Napoleon's Charakter sticht aus Württembergs neuere Geschichte hervor. Man weiß, mit welcher Wärme die württembergischen Landstände ihre vom Kurfürsten angefochtenen Rechte und Würde zu behaupten gesucht, und wie nachdrücklich das Kabinet der Tuillerien unterstützte. Warum? — Dazu müssen doch hinreichende Gründe vorhanden gewesen sein. Auf einmal ändert sich die Sprache. Württembergs Kurfürst wird als souveräner, an keine Landstände gebundener König erklärt, mit unumschränkter Macht über seine Staaten. Napoleon, der hierüber die Gewährleistung übernahm, macht Württembergs König

dafür zu seinem Alliirten (auf Deutsch Angebundenen), den er bei jedem Uebergang seiner Heere über den Rhein nach Wunsch zu benutzen, also auch hier in Deutschlands Eingeweiden durch deutsche Hände zu wühlen weiß. Seit Jahrhunderten mußte sich Baden an Frankreich anschmiegen, wenn es nicht bei jedem Reichskrieg der Schauplatz schrecklicher Verwüstungen werden wollte. Seine Lage und Selbstunterhaltung machen diese Geschmeidigkeit gegen die benachbarte französische Uebermacht höchst nothwendig. Durch die weise Regierung des jetzigen Kurfürsten erhoben sich die badenschen Lande aus der traurigen Lage, worein sie unter den vorigen Fürsten gerathen war. Auch wußte Karl Friedrich's Staatsklugheit während mehrerer, besonders der letzten Kriege, allen Klippen auszuweichen, an welchen ein wenig erfahrener Steuermann Schiff und Ruder würde verloren haben. Durch den Frieden in Lüneville erhielt er unter allen schadlos zu haltenden Reichsständen die wichtigsten Vortheile. Derselben nicht verlustig zu werden und französischen Verheerungen Thür und Thor zu öffnen, blieb ihm keine andere Wahl übrig, als Frankreichs Bundesgenosse zu sein. Könnten wir dieser Zierde deutscher Fürsten im Herzen lesen, so würden wir bald den Zwang entdecken, mit welchem er die französische Partei ergriff. Dennoch erfuhren auch seine Staaten die Lasten und Unannehmlichkeiten der drückendsten Einquartierungen unbesoldeter Franzosen. Und nun, da der Enkel dieses unvergleichlichen Kurfürsten zur Vermählung herangereift war, eilte Napoleon, eine von ihm an Kindesstatt aufgenommene Verwandtin diesem Prinzen in die Arme zu bringen, und auch in diesen alten Fürstenstamm einen jungen französischen Zweig zu impfen. Man sieht demnach, daß Napoleon, nichts umsonst zu thun gewohnt, sich jede Gefälligkeit bezahlen läßt, obgleich sie ihm alle nichts kosten, da er seine Geschenke von fremdem Eigenthum nimmt und leider deutschen Grund und Boden nach seinen Launen vertheilt. Betrachte man nur sein Spiel mit Salzburg und Würzburg. Kaum hatte Bayern von letzterem und Erzherzog Ferdi-

nand von ersterem Besitz genommen, so muß dieser hier die Regierung niederlegen, und Bayern das beträchtliche Fürstenthum Würzburg ihm abtreten. Hoffentlich wird Salzburg nebst dem sogenanten Innviertel dem Königreich Bayern dagegen einverleibt? O das kam Napoleon nicht in den Sinn, denn es gehörte nicht zu seinem Plan. Für Ferdinand ist zwar diese Ländervertauschung sehr tröstlich, da ihm das Herzogthum Franken, oder das vormalige Hochstift Würzburg, wenigstens noch einmal so viel Einkommen, als das gebirgvolle Salzburg gewährt, gegen welches Würzburgs aumuthsvolle Lage, königliche Residenz, und der dortige Stein- und Leistenwein ohnehin bei weitem den Vorzug hat. Nur Schade, daß der Kurfürst-Erzherzog der Aufsicht oder vielmehr Vormundschaft des französischen Kaisers auch dort nicht entgehen kann, sondern wohl noch mehr, als in Salzburg, auf dessen Wink achten, und den neuangetretenen Staat für großmüthige Wohlthat Napoleon's erkennen muß. — Oesterreichs Hoheit tief gebeugt, zwei Könige auf den Thron gesetzt, einen Bruder, Franz II., versorgt, viermalhunderttausend Streiter von fremdem Gut und saurem Schweiß lange genährt, zwei Drittheile von Deutschland fast an den Bettelstab gebracht, Deutsche durch Deutsche gewürgt, welche Resultate eines Feldzuges von drei Monaten! Setze man alles dieses auf Rechnung der Weisheit und tiefen Einsicht des französischen Imperators, oder auf die Tapferkeit seiner Krieger, oder auf Fügung eines unvermeidlichen Schicksals, genug, allenthalben erscheint das deutsche Reich in dürftiger Blöße, die es um so weniger bedecken kann, je mehr Könige und Kurfürsten es in seinem Umfange zählt. Da ein großer Theil der letzteren sich um Frankreichs Freundschaft bewirbt, so geben sie der französischen Ueberlegenheit das feierlichste Zeugniß, sich selbst und ihren Ländern zur wahren Demüthigung. Jeder patriotische Deutsche wird also den dermaligen Zustand seines Vaterlandes von einem Gesichtspunkt ansehen, wobei er sich dessen Verfall und tiefe Erniedrigung nicht länger verschweigen kann.

Legt er sich die Frage vor: Ist's Ohnmacht der Deutschen, die verheerende feindliche Durchzüge und Angriffe nicht abwehren können, so fällt die Antwort allerdings verneinend aus. Denn noch heute hat der deutsche Staatskörper kraftvolle Glieder, die jedem feindlichen Angriff gewachsen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben im Stande sind. Woher aber diese Lähmung und Unthätigkeit? Ach! hier steht mir das Bild einer Armee vor den Augen, deren Anführer unter sich selbst nicht einig sind, die dadurch dem Feind die Blöße zeigen und durch die Verstimmung ihrer Gesinnungen sich Tod oder Gefangenschaft zuziehen. Diesen Umstand wußte Frankreichs Herrscher mit dem glücklichsten Erfolg zu benützen. Daher seine Siege, sein ganzes Uebergewicht auf dem festen Lande. Hätten die größten Höfe in Deutschland nur seit dem Lüneviller Frieden ihr wechselseitiges Interesse einer nähern Verbindung aufgeopfert und die Sicherheit des deutschen Staates durch unaufhörliche Spannungen dem Feind nicht selbst verrathen, so würde er weder die ihm gelungenen raschen Angriffe gewagt, noch seine Absichten so geschwinde erreicht und in dem erniedrigten Deutschland so festen Fuß gefaßt haben. Wie ferne dieses in der Wahrheit gegründet sei, wird sich aus dem Verfolg dieser Abhandlung entnehmen lassen.

Oesterreich.

Hier sehen wir Franz II. auf dem Throne, den einst sein Oheim Josef II. zierte, von dessen Bildung die österreichische Monarchie sich einen künftigen Thronfolger von tiefer Staatskenntniß und festem Charakter versprach. Dem Kaiser Josef war in der That alles daran gelegen, die Zügel seiner weitläufigen Staaten einstens einem Regenten zu hinterlassen, der, schon durch sich selbst berathen, nicht sowohl der Klugheit und Einsicht, als der Treue und des Diensteifers seiner Minister bedürfte. Doch will man sich

allgemein bereden, Josef's Vollendung im Tode sei früher erschienen, als er die Bildung seines Neffen zur Reife gebracht hatte. Dem sei, wie ihm wolle. Franz hat seine guten Seiten, ist treuer Gatte und glücklicher Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft.[1]) Zu einer Zeit, als die Gährung in Frankreich auf's Höchste gestiegen, und Ludwig XVI. nur noch der Schatten von einem König war, riß ein plötzlicher Hintritt Leopold II. aus dem Lande der Lebendigen. Zu früh für ihn selbst, für seinen Sohn, für die Monarchie. Der Wiener wird darüber freilich den Kopf schütteln, da ihm sein Genius in Leopold den Stifter alles seit vierzehn Jahren dem österreichischen Staate begegneten Unglücks vormalt. Ihm allein bürdet man in der Kaiserstadt den Krieg mit Frankreich auf. Seine kurze Regierung soll den schwächsten Kopf verrathen, und Leopold gleich die ersten Monate derselben durch einen mit der Pforte geschlossenen schändlichen Frieden bezeichnet haben. Die vom Monarchen gleich Anfangs geäußerten

---

[1]) Schlosser sagt sehr richtig über Franz II.: „Er hatte guten Willen und zeigte gleich anfangs einen rein praktischen Sinn; er war aber durch seine Erzieher, den Grafen Franz von Colloredo, den Baron von Schleisnig und den Ex-Jesuiten Diesbach, an Unterhaltungen gewöhnt worden, welche nicht geeignet waren, seinen schwachen Geist für die Regierungsgeschäfte zu befähigen. Seine zweite Gemahlin, eine Tochter des rohen Ferdinand IV. und der grausamen Maria Karolina von Neapel, hatte ebenfalls nur für kleinliche Dinge Sinn. Sowohl das, was man sich von den Unterhaltungen und Belustigungen des fürstlichen Paares erzählte, als auch die Art, wie das Kabinet bald nach Franz II. Regierungsantritt zusammengesetzt wurde, erregte keine hohe Meinung von den Regenten-Eigenschaften des neuen Herrschers." Niederhaltung jeder freien geistigen Bewegung in Gesellschaft und Staatsleben, Unterdrückung der liberalen und konstitutionellen Bestrebungen, Verfolgung aller Fortschritte auf dem Gebiete der höheren Wissenschaften, das war später die Signatur seiner, beziehungsweise der Metternich'schen Politik, deren Früchte sich im Jahre 1848 zeigten.

friedlichen Gesinnungen sind dem unruhigen Wiener verhaßte Merkmale, daß er nicht Lust hatte, Eroberungen zu machen. Und doch war schon 1788, beim ersten Ausbruch des Türkenkriegs, eine außerordentliche Theuerung, die selbst einen gefährlichen Auflauf veranlaßte, entstanden. Vermuthlich wurden jetzt nicht mehr so viel Lebensmittel als sonst, aus Ungarn nach Wien zu Markte gebracht. Das sogenannte Viertel Mehl stieg daher noch im Sommer dieses Jahrs von 18 auf 43 kr. Laut erhob sich darüber die Klagestimme wider Josef, der im Lager bei Semlin sich aufhielt und im November krank in seine Residenz zurückkehrte. Der Krieg hatte seinen Fortgang, und mit ihm hielt auch die Theurung an. Kaum war Leopold in Wien angekommen, so gab man ihm dieses Uebel zu erkennen. Der Monarch wußte keinen besseren Rath, als daß er dem weitaussehenden Türkenkrieg ein Ende machte. Damit erschien auf der Stelle die wohlfeilere Zeit. Indessen konnte der undankbare Wiener seinem damaligen König nicht vergeben, daß er Belgrad abgetreten und keinen Versuch auf Constantinopel selbst gemacht hatte. Man muß wissen, daß die Hauptstadt des türkischen Reichs nach der Wiener Geographie nur eine Tagreise von Belgrad entfernt ist. Wenn Leopold die Thorheit seiner Wiener erfuhr, mußte er mehr zum Lachen, als Unwillen darüber bewogen werden. Sein unvermuthet und plötzlich erfolgter Tod machte den Lästerungen wider ihn kein Ende. Jetzt erst sperrte das Wiener Publikum (man verstehe den großen Haufen) sogar unter den Augen und Ohren des jetzigen Kaisers seinen Rachen weit auf. Fremde, die sich in Wien befanden, begreifen nicht, wie man die Verwegenheit tollkühner Tadler Leopold's so ungestraft hingehen ließ, da er doch Vater von Franz II. und durch seine Regierung in Florenz rühmlichst bekannt war. Wenn man in Wien Gefahr lief, nur ein Wort von den öffentlichen Angelegenheiten verlauten zu lassen, so konnte dagegen das unverschämteste Gewäsche den guten Leopold noch in der Gruft verfolgen. Und so noch heute. Wer in der österreichischen Geschichte

beim Tode Joſef's nicht ganz fremd iſt, der weiß, in welcher bedenklichen Kriſe ſich dieſe Monarchie damals befand. Sollte nicht ein allgemeiner Aufſtand in Ungarn ſich erheben, ſo mußte der todtkranke Kaiſer noch zwei Tage vor ſeinem Ende die ungariſche Krone des heiligen Stephan's nach Preßburg abführen laſſen. Böhmen war voller Unruhen. In Wien wurde auf die ſchmählichſte Weiſe von ſeiner Regierung geſprochen. Sein Tod, der dieſe beſchließen ſollte, war allgemeiner Wunſch. Ein Ausländer, welcher einmal hörte, die Krankheit Joſef's fange an ſich zu beſſern, erzählte das ſeinem Wirth. Dieſer gab zur Antwort: „O, wenn es an dem iſt, ſo ſind wir alle dahin!“ Man ſieht hieraus, in welchen mißlichen Zeiten Leopold ſeine Regierung begann. Ungarn, Böhmen, Oeſterreich erwarteten, nach ihren beſonderen Verhältniſſen, jedes beſondere Wohlthaten von dem neuen Monarchen. Dieſem war das Feuer, welches in Frankreich ſchon unter der Aſche glühte, bekannt genug. Das Murren der Niederlande zog ſeine Aufmerkſamkeit nicht minder an ſich. War es Leopold demnach zu verdenken, wenn er die Fehde mit den Muſelmännern abbrach, um das Auge auf andere, wichtigere Gegenſtände richten zu können? Irrthum iſt es, zu glauben, daß man in Frankreich von der Einſicht und Staatsklugheit dieſes Monarchen ſich nur niedrige Begriffe gemacht habe. Man war in Paris nicht wenig beſorgt, es dürfte Leopold die von Ludwig XVI. angenommene, die Königswürde ſo ſehr herabſetzende neue Conſtitution ſich mißfallen laſſen. Doch nein, der Wiener Hof blieb dabei ruhig, und gab Frankreich die freundſchaftlichſten Geſinnungen zu erkennen. Die Zuſammenkunft des Kaiſers mit dem König von Preußen in Pillnitz und die dort verabredeten Maßregeln konnten Leopold's Friedfertigkeit nicht zweideutig machen. Höchſt wahrſcheinlich belebte ſein Hintritt die Nationalverſammlung in Paris, das bisherige Geheimniß der Bosheit weniger zu verdecken und in Ausführung der zum Untergange des Königs gefaßten Entwürfe deſto raſcher zu Werk zu gehen. Die

Jugend und Unerfahrenheit des jetzigen Kaiſers kam ihnen wenigſtens in ſo ferne zu ſtatten, daß ſie minder Bedenken trugen, ihre Kriegsanſtalten gegen das Reich zu richten und den Krieg durch gehäufte Beleidigungen nothwendig zu machen. Das Feuer brach in hellen Flammen aus. Man hoffte es bald vielleicht in Frankreichs Herz dämpfen zu können. Die Gluth verbreitete ſich aber im erſten Feldzuge ſchon bis Frankfurt am Main und in die Niederlande. Mit günſtigerem Erfolg führte Mars im folgenden Jahre den Sieger bei Martineſtie und Foeſan, Herzog von Sachſen-Coburg, in's Feld. Gleich der Anfang ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen gewährte dieſem Feldherrn die Trophäen bei Neerwinden. Die Niederlande wurden vom Feinde geräumt, und die Eroberung dreier anſehnlichen Feſtungen an Frankreichs Grenzen machte zum weiteren glücklichen Fortgang der verbündeten Waffen ſehr angenehme Hoffnung. In dieſem Zeitpunkt war es, als der Herzog Feldmarſchall Sr. kaiſerl. Majeſtät Friedensgedanken zu erwecken ſuchte. Wie weiſe dieſer Rath geweſen, hat ſich in der Folge bewährt. Damals konnte Oeſterreich unter den vortheilhafteſten Bedingungen den Krieg mit Frankreich beilegen und, da für die Erhaltung König Ludwig's und ſeiner Gemahlin ohnehin nichts mehr übrig war, gelaſſen zuſehen, wie ſich die Franzoſen unter einander ſelbſt aufreiben würden. Hier iſt nicht der Ort, von den Gründen zu reden, die Franz II. zum Frieden beſtimmen ſollten. Wir wiſſen, daß die Fortſetzung des Krieges den Vorzug behielt. Der Baſeler Friede erfolgte, und da Preußen nun ſeine Macht vom Rhein abzog, drückten die Franzoſen deſto ſtärker auf Oeſterreichs Heere, die endlich in die kaiſerlichen Erbländer zurückgedrängt, kaum eine Belagerung von Wien aufhielten. In dieſen Unfällen mußte der Kaiſer wohl der Neigung zum Frieden Gehör geben. Er wurde in Campo Formio zu Stande gebracht, und durch ihn ward zu Frankreichs heutiger Größe der Grundſtein gelegt. Bonaparte, der bis Gräz in Steiermark vordrang, hatte ſich ſelbſt der Kaiſerſtadt

furchtbar gemacht und hier ziemlichen Schrecken verbreitet.[1]) Oesterreich fehlte es jedoch nicht sowohl an Mitteln, diesen lästigen Feind aus seinen Grenzen zu bringen, als an guten Gegenanstalten und tüchtigen Heerführern. Es war nicht unmöglich, den kühnen Anführer der Franzosen in einem gebirgigen Lande, voll enger Päſſe und Hohlwege, mit seinem Heer einzuschließen und in das äußerste Gedränge zu versetzen, oder zu einer ihm wahrscheinlich nachtheiligen Schlacht zu zwingen. Ob dem sonst unerschrockenen Erzherzog Karl damals die Hände gebunden, oder andere Gründe vorhanden waren, die ihn lieber mit der Friedensfahne, als mit dem Degen in der Faust nach Loeben zu einer persönlichen Unterredung mit Bonaparte bestimmten, darüber widersprechen sich die Nachrichten. Genug, Bonaparte konnte Steiermark und andere Provinzen des österreichischen Kreises mit größter Bequemlichkeit nebst einer durch Brandschatzungen wohl gespickten Kriegskasse verlassen und auf diesem Rückzuge die Schätze Venedigs noch damit vereinigen. So waren binnen dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren die zwei reichsten Goldgruben in Europa, Holland und Venedig, wo Indiens Reichthümer zusammengehäuft lagen, unter französischen Händen, die jetzt mit leichter Mühe wegschleppten, was von andern seit Jahrhunderten mit unbeschreiblicher Anstrengung und Gefahr aus den entlegensten Welttheilen herbeigeholt worden. Solche

[1]) Durch den Frieden von Campo Formio (am 17. Okt. 1797), einen Sieg der kecken Staatskunst Napoleon's über die alte höfische Diplomatie, wurden die österreichischen Besitzungen in Italien an die cisalpinische Republik und Belgien an Frankreich abgetreten, Venedig aber mit seinem ganzen Gebiet zwischen Frankreich, Oesterreich und der cisalpinischen Republik getheilt. Dem Herzoge von Modena, dessen Land Bonaparte mit der cisalpinischen Republik vereinigt hatte, wurde damit der Besitz des Breisgaus als Entschädigung zugesagt. Außerdem versprach Kaiser Franz I., seine Truppen aus Mainz, Mannheim, Ehrenbreitstein, Ulm und den übrigen Grenzfestungen herauszuziehen, wodurch das deutsche Reich den französischen Angriffen schutzlos preisgegeben ward.

wichtigen Eroberungen hatten nicht nur auf die Beruhigung der Gemüther im inneren Frankreich, sondern auch auf den guten Willen des Heeres den stärksten Einfluß. Bürger und Soldat banden ihre Hoffnung an das Waffenglück, durch dessen Begünstigung die Sachen der Franzosen bisher eine so erwünschte Wendung genommen hatten. Desto weniger ließ sich von der Mäßigung derselben nach einem Frieden erwarten, der ihnen ausnehmende Vortheile einräumte, und Oesterreich geschwächt, das deutsche Reich aber in seiner Blöße darstellte. Verständige sahen bald ein, daß die Ruhe von kurzer Dauer sein würde. Daß Oesterreich bei erster Gelegenheit wieder auf dem Kampfplatz erscheinen dürfte, ließ sich allerdings vermuthen, denn der Tractat bei Campo Formio selbst war zu schwankend, als daß er nicht den Zunder zum neuen Kriegsfeuer abgeben sollte. Der Uebermuth der französischen Gesandtschaft in Wien, wodurch ein so gewaltiger Lärmen angefacht worden, schien zwar nur auf den rohen Pöbel zu wirken. Wer konnte jedoch zweifeln, daß nicht auch die Regierung etwas davon in Petto behalten habe? Noch am Ende des Jahres, das diesen Tumult erzeugte, ertönte die Sturmglocke zum neuen Krieg. Paul I. schloß sich an Oesterreich näher an und ließ unter seinem berühmten Feldherrn Suwarow ein beträchtliches Heer in Italien einrücken. Als er dort anlangte, hatten zwar die Oesterreicher schon einige Vortheile über die Franzosen erhalten, jedoch Suwarow's Feuer und Kriegserfahrung konnten erst die feindliche Macht beschränken und Frankreichs Uebergewicht in Italien demüthigen. — Beinahe ganz Italien wurde in dem Feldzuge 1799 von den Franzosen verlassen. Schon sah man in Wien den Horizont ganz aufgeklärt, schon überließ man sich den stolzesten Hoffnungen, als durch das den Russen in der Schweiz begegnete Unglück die Aussichten wieder getrübt wurden. Der Schlag war freilich von höchst nachtheiligen Folgen begleitet. Doch würden diese zu verbessern gewesen sein, wenn die zwischen Karl und Suwarow entstandenen Mißhelligkeiten dem längeren Beistand der Russen kein Ziel gesetzt

hätten. Die Eifersucht, mit welcher schon in vorigen Jahren die Oesterreicher die gute Sache ihres Monarchen am Rhein und in den Niederlanden rückgängig machten, wurde nun auch gegen die Russen an den Tag gelegt. Als ob eigene Ehre nicht bei der Ehre eines Anderen bestehen könnte, hat sich seit längeren Zeiten eine kleinliche Tadelsucht der österreichischen Offiziere und durch diese des ganzen Heeres bemächtigt. Gewohnt, von jeder Macht mit Verachtung zu sprechen, wird auch selbst dem Freund sein wohlerworbener Ruhm mißgönnt oder geschmälert. Jedes verlorene Treffen hat der Feind gegen die Oesterreicher durch erkaufte Verrätherei gewonnen. Von seiner Tapferkeit und Kriegskunst weiß man in Wien und bei der Armee nichts. Zur Probe, wie hoch man in der Kaiserstadt die Unüberwindlichkeit der kaiserlichen Krieger anschlage, mag Folgendes dienen: Als man 1792 zum Feldzug in Frankreich beträchtliche Vorkehrungen machte, wobei der kaiserliche Hofkriegsrath bekanntlich das ganze Geschäft zu leiten hatte, befand sich unter den hier angestellten Offizianten ein angesehenes Glied, dessen Name dem Leser gleichgiltig sein kann; diesem dünkte es, man treffe der Anstalten gegen die Franzosen viel zu viel. Er ließ sich daher also vernehmen: Ich begreife nicht, was die großen Vorbereitungen sagen wollen. Man schicke zwei Regimenter ungarische Husaren mit Peitschen in der Hand nach Frankreich, so hat der Spaß ein Ende. Sollte diese Anekdote von Jemand in Zweifel gezogen oder dahin gedeutet werden, es habe allenfalls einer von den sogenannten Alltagsschreibern auf dem Hofkriegsrath dergleichen Unsinn von sich hören lassen, dem kann man die Versicherung geben, daß es ein Mann von Bedeutung, ein im kaiserl. königl. Dienst stehender gewisser Herr von *** gewesen, aus dessen Mund die vorstehende Rede geflossen, und daß sie hier aus der Erzählung eines Freundes der Wahrheit, der selbige als Ohrenzeuge betheuerte, aufgenommen worden. Alle, die Wien gesehen und dort einige Zeit gelebt haben, müssen bezeugen, daß neun Zehntheile der Stadt der nämlichen Meinung gewesen seien. Wird man sich

darüber wundern, wenn aus unlängst erst erschienenen Schriften vom Befehlshaber der österreichischen Armee, General Mack, der thrasonische Ausdruck gelesen wird: Preußen könne mit 25,000 Kosaken im Zaume gehalten werden? Wenn der Chef eines großen Heeres, das aus dem Kern der kaiserl. österreichischen Völker bestand, sich dergleichen Ausfälle erlaubt, wer wird's dem Subalternen, deren mehrere von der Schneiderscheere an innerhalb sechs Wochen das Porte Epée hatten,*) verargen, daß sich ihr Heldenmuth in ähnlichen Gaskognaden (Windbeuteleien) hervorthut, oder wenn sie bei offenen Tafeln, an deren einer der Verfasser selbst mitspeiste, sich der belachenswürdigen Erzählung nicht schämen, es hätten zwei kaiserliche Offiziere, die sich zu Frankfurt am Main im rothen Haus zur Zeit der Feldzüge am Rhein befanden, durch Plackereien der zugegen gewesenen preußischen Offiziere beleidigt, zehn dieser letzteren beim Kragen ergriffen und ihnen einen kleinen Spaziergang zu Fenster und Thüre hinaus angewiesen.

Was doch die bei Bonaparte's Eintritt in Steiermark zu Wien aufgestellten Freiwilligen, denen Kaiser Franz Medaillen austheilen und zu ihrer Ehre ein jährliches Fest anordnen ließ, jetzt zu ihrer Entschuldigung sagen mögen, da sie die letzte Besitznahme der Kaiserstadt ruhig ansahen, ohne der Welt das geringste Zeichen ihrer bei Wein und Bier so hoch angeschwollenen und unbezwinglichen Tapferkeit zu geben. Wären die letzten Kriegsauftritte in die Zeiten Josef's II. gefallen, so läßt sich mit Grund muthmaßen, daß der Feind seinen Eintritt in die kaiserlichen Erb-

*) Es durfte z. B. die Mutter des jungen ungebildeten Menschen nur vormals in einem gräflichen oder anderen angesehenen Hause zu Wien die Stelle einer Säugamme vertreten und durch diese hohen Verdienste sich in Gnade gesetzt haben, so war der Offizier auf Empfehlung der Frau Gräfin oder Baronin gleich fertig. Besonders wo die Concurrenz um solche Stellen wegen der Kriegsgefahr von Seiten der Standespersonen nicht allzu zahlreich gewesen.

lande, vorzüglich aber in die Hauptstadt, bei weitem theurer bezahlt hätte. Josef's Ansehen hielt seine Offiziere in Respekt und Diensteifer, seiner Wachsamkeit entging kein Pflichtvergeßner, seine Belohnungen waren Aufmunterung und seine Gegenwart dem Nachlässigen höchst gefährlich. Die Bemühungen des Monarchen zur Aufklärung und Verstandesbildung der seinem Scepter gehorchenden Nationen konnten nicht ohne Frucht bleiben, wohin auch treue Anhänglichkeit an den Regenten und ächte Vaterlandsliebe gehört. Die Schmähsucht, womit man dieses Kaisers eingeführte Toleranz und andere Einrichtungen herabwürdigte, mußten zu toben aufhören, sobald die vom Landesfürsten bezielten Vortheile zugegen waren. Josef beschränkte weder in Wien noch anderswo die Freiheit des Bürgers durch Polizeianstalten, die denselben auf allen Wegen verfolgten. Jeder durfte seinen Freund sprechen und sprechen hören, wie ihm nur der Stoff zur Unterredung einfiel oder an die Hand gegeben wurde. Ob auch schon durch diesen Monarchen in dem Gottesdienste nichts abgeändert wurde, so arbeiteten doch seine Gesetze dem groben Aberglauben entgegen, welchem die von ihm gegebene Censur- und Preßfreiheit unfehlbar den Untergang bereiten mußte. Noch ist zwar eine beträchtliche Anzahl von Köpfen in und außer Wien, welche die Freiheit, womit Josef das Forschen und Denken begünstigte, sehr wohl zu gebrauchen wußten. Dieser sind jedoch viel zu wenig, als daß ihr Licht die unzähligen Winkel der Finsterniß beleuchten könnte, worin Unwissenheit und Nacht der Vorurtheile allen helleren Kenntnissen den Eingang verwehren. Es ist kein Irrthum anzunehmen, daß jede mittelmäßige Stadt in Deutschland wenigstens eben so viel Gelehrte im eigentlichen Verstande als Wien aufweisen könne, von gereinigter Vernunft aber eine weit größere Anzahl, als diese erste deutsche Stadt besitze. In hohen und niederen Zirkeln liefern die Freuden einer wohlbesetzten Tafel, Unterhaltungen mit dem schönen Geschlechte und Belustigungen des Theaters die Materie zum Gespräche. Wir berufen uns hierüber auf den launigen Verfasser der Briefe eines

Eipeldauers an seine Vettern. Nie hat ein Schriftsteller sein Original genauer copirt, nie in so treffenden Zügen geschildert, als dieser österreichische Rabener. Man frage nicht lange, woher diese Verstimmung? Woher dieser Mangel an soliden Kenntnissen und an Wissenschaften, die nebst der Aufklärung des Verstandes zugleich dem Herzen edle Gesinnungen mittheilen? Kann wohl die unter jetziger Regierung angeordnete Censur, ohne dergleichen nachtheilige Folgen zu veranlassen, ihr Amt verrichten? Wenn gleich angesehene Gelehrte oder Herrschaften in Wien die besten Werke unseres Zeitalters ihrem Werth nach kennen und besitzen, so bleiben doch viele tausend Andere im Publikum, dieser Hilfsmittel zu ihrer Belehrung beraubt, bei den Alltagskenntnissen stehen und gehen, da ihre Einsicht nicht fortschreitet, in der That hinter sich. Der kaiserl. königl. Hof gründet zwar die unterdrückte Censurfreiheit und seine mit dem Bücherverbot genommenen Maßregeln auf die Vorgänge in Frankreich, wo noch vor kurzer Zeit allen Monarchieen den Untergang angedroht und allenthalben der Same zur Rebellion ausgestreut worden. Damit ließe sich wohl die Einfuhr solcher zum Aufruhr rathenden Schriften als gefährlich und unerlaubt rechtfertigen. Allein das strenge Bücherverbot hat offenbar noch ganz andere Ansichten zu Grunde und unläugbar wurde das freie Bücherlesen zur Sache der Religion gemacht. War doch nach dem liberalen Urtheil eines vormaligen Wiener Professors, dem der dortige Superintendent Fock eine Vertheidigung entgegensetzte, selbst die protestantische Religion eine Stifterin der Unruhen bei Unterthanen gegen die Obrigkeit. Was wird dieser große Geist, desgleichen so viele sind, erst von den neuen Versuchen Kant's, Fichte's, Schelling's, Reinhard's u. A., denen die bisherige Weltweisheit noch kein Genüge that, die daher als Reformatoren derselben auftraten, ja sich sogar weiser dünken als Aristoteles, der Stammvater aller gläubigen Philosophen, was wird Hofmann (dies ist sein Name) wohl von diesen Neuerern für Begriffe haben? Religion und Staat werden ihm durch diese Spitzköpfe, die überdieß alle Lutheraner

sind, in äußerste Gefahr gebracht erscheinen. Kein besserer Rath als den: Man vertilge ihre und ihrer Schüler gottlose Schriften, man verriegle ihnen jede Thüre, und lasse Alle, die von dieser Pest angesteckt sein möchten, eine vieljährige Quarantäne halten, um gewiß zu sein, daß sich das Uebel durch sie nicht weiter verbreiten werde. Der zum Denken fähige Kopf muß es nothwendig schwer empfinden, wenn ihm mit unbarmherziger Hand solche Schriften aus dem Auge gerückt werden, an denen er seine eigenen Kräfte versuchen, üben und schärfen konnte. Unzufrieden mit dem Druck, der ihn in seiner Laufbahn hindert, legt er entweder seine fernere Kultur ganz bei Seite oder fängt in der Stille an, ein Feind der vaterländischen Regierung zu werden, die ihn eines der ersten Rechte der Menschheit, des Rechts, die Fortschritte seines Zeitalters in den Wissenschaften zu eigener Vervollkommnung zu benützen, verlustig macht. Je mehr sich die Zahl dieser Unzufriedenen vergrößert, desto größer wird die Gefahr des Staates, der eben durch die strenge Unterdrückung der Freiheit im Denken seine eigenen Grundsätze verdächtig macht. Und gesetzt, daß bei der unzähligen Menge von Schriften, die von Zeit zu Zeit zum Vorschein kommen, nicht wenige in die Welt treten, deren Lesen weder dem Verstande noch dem Herzen einige Vortheile gewährt, so kann auch dadurch noch kein Verbot begründet werden. Wo schon Kenntnisse und Einsicht vorhanden, können dergleichen Arbeiten nie Eingang gewinnen, und jenen, die von gelehrtem Unterricht sich keine Beschäftigung machen, bleiben selbst mittelmäßige Schriften völlig unbekannt. Wozu also ein strenges Verbot? Zur Zeit, da Kaiser Josef öffentlich bekannt machte, daß Se. Majestät es nicht übel nehmen würden, wenn man auch sogar über Höchstdero Person sich Erinnerungen erlaubte, hat es nicht an Brochüren gefehlt, worin dem Monarchen anzüglich begegnet wurde. Josef ließ es dabei bewenden und Censur- und Preßfreiheit hatten nach wie vor ihren ungehinderten Fortgang. Die Person und Regierung des Kaisers wurde von keinem anscheinenden Volksaufstand durch diese Freiheit

angefeindet, wohl aber durch eine gewisse Strenge, womit er seine Ungarn und Andere beschränkte. Hätte der jetzige Kaiser gleich bei Antritt seiner Regierung mehrere Grundsätze seines Oheims wieder in Geltung gebracht und Josef's begünstigte Freiheit zurückgerufen, vielleicht würde man nie von einer gefährlichen Absicht gegen den Monarchen und den Staat etwas gehört, nie Schwert und Strang zu Erhaltung der Ruhe nöthig gehabt haben. Nichts kann als Staatsmaxime angenommen oder als Staatsgesetz aufgenommen werden, worunter die Rechte einiger, geschweige mehrerer Menschen sich gekränkt finden. Im Gegentheil gebietet wahre Staatsklugheit, daß die oberste Gewalt immer in Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten solche Maßregeln wähle, womit allgemeine und besondere Zufriedenheit der Untergebenen bestehen kann. Grausamkeit ist's also, dem freien Geiste des Menschen Fesseln anzulegen, der doch nur in Absicht gewisser bürgerlicher Verhältnisse den obrigkeitlichen Gesetzen Gehorsam zu leisten hat. Beförderte Geistesbildung gewährt dem Staate die besten Bürger und dem Regenten den wärmsten Dank des edelsten Theils seiner Unterthanen. Ein Staat, dessen physische Kräfte nicht von moralischen aufgewogen und durch diese unterstützt werden, hat nicht die Hälfte der Hülfsmittel, die er zu seiner Erhaltung der fortschreitenden Wohlfahrt bedarf. Auffallende Beweise liefern Spanien, Neapel, Portugal. Hat sich dagegen Preußens Macht und Ansehen nur durch Friedrich's des Einzigen gewonnene Schlachten oder durch Förderung aller Arten gelehrter Kenntnisse gehoben? Wer das letztere läugnen wollte, müßte erwiesener Wahrheit widersprechen. Personen, die sich eine Zeit lang in Wien aufgehalten, werden sich erinnern, daß sie bei Gelegenheit einer Aeußerung über diesen und jenen Gegenstand zur Antwort erhielten: das System will's so haben. Soll unter System ein zusammenhängendes und wohlgeordnetes Staatsgebäude verstanden werden, so ist nicht zu begreifen, wie man in diesem Gebäude das, was zu seiner Befestigung und Verzierung gehört, hat übergehen mögen. Acker-

bau, Fabriken, Gewerbe und Handel sind an sich die wichtigsten Gegenstände der Staatswirthschaft, diese aber ist ein Haupttheil jenes Systems. Laßt es dabei an Männern von tiefer Einsicht und ausgebreiteter Gelehrsamkeit fehlen, so gebricht's dem Staate an seiner ersten Zierde und an wahrer innerer Stärke. Man sage nicht, es sei genug, wenn die, welche das Staatsruder führen, in Wissenschaften eingeweiht und heller Denkungsart seien. Wird die Bemühung dieser Männer nicht sehr oft fruchtlos, wenn von ihnen herab die Stufenfolge der Kenntnisse unterbrochen ist, wenn ihre Subalternen nicht die Fassungskraft haben, die nothwendig dazu gehört, den Geist der Gesetze und ausgehenden Verordnungen zu verstehen und sie wirksam zu machen. Wolle, Stahl, Eisen und andere in Fabriken bearbeitete Materialien lassen sich wohl durch Maschinen behandeln; allein mit Menschen ist es ganz etwas Anderes. Diese leiden keine maschinenmäßige Einrichtung. Wenigstens sollten sie nicht als Maschinen durch Maschinen behandelt, sondern durch weise wohlthätige Belehrungen für ihr eigenes Glück gewonnen, und ihnen zu diesem großen Ziel die Bahn so viel nur möglich geebnet werden. Das kann nicht durch Maschinen, wohl durch Männer geschehen, die mit dem Wunsche der Wohlfahrt ihrer Mitbürger hinreichende Kenntniß der Mittel und Wege verbinden, darauf sie dazu gelangen können. Solcher Leute können nie zu Viele in einem Staate sein. Traurig ist's im Gegentheil, wenn Civil- und Militär-Stellen aus Mangel fähiger und verdienter Männer an Personen übergeben werden, in deren unaufgeräumtem Kopf und Herz Unwissenheit und verkehrte Leidenschaften noch den Sitz haben. Der Regierungspräsident sei die Weisheit selbst, und der ihm beigegebene Rath bestehe aus den erfahrensten Gelehrten. Was ist's, wenn die Werkzeuge, durch deren Hand ihre Anordnungen gehen, nicht genug geschliffen sind? Uebergebet das Heer dem tüchtigsten Feldherrn: wenn er keine Generale und Offiziere hat, die seine Pläne genau einsehen, die, ihrer Pflicht eingedenk, kein Blut und Leben schonen, er wird sicher, woferne

das Heer nicht ganz geschlagen wird, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Haus gehen. Vielleicht entschuldigt man in Wien diese Vorwürfe damit, daß ja dem Kriegsbedienten alle Bücher zu Erlernung der Kriegskunst, und wer sich Civildiensten widme, alle Schriften über Rechtshandlungen unverwehret bleiben. Das mag wohl richtig sein. Damit aber ist der Sache noch nicht gerathen. Kriegs- und Civilbeamte sollen ja nicht handwerksmäßig, sondern nach den Grundsätzen einer geläuterten Weltweisheit, die erst Licht in alle Lehren bringt, womit diese Personen ihren Verstand zu bereichern suchen, das Nöthige erlernen. Wo ist's unwillkürlicher, Ideen schnell und richtig zu verbinden, als im Krieg? Wo gefährlicher zu irren, als bei Auslegung und Anwendung der Gesetze, von welchen die menschliche Wohlfahrt abhängt? Man wähle eine gesunde Weltweisheit in beiden Fällen zur Führerin, und es wird kein Anstoß erfolgen. Wir reden hier nicht von der in Schulen und akademischen Hörsälen vorgetragenen Weltweisheit, nicht von der Kunst, nach den Regeln der Vernunftlehre einen Schluß zu machen. Auf diese Art müßten alle sogenannte Studirte weltweise und aufgeklärte Köpfe sein. Nur durch anhaltendes Lesen solcher Schriften, die uns mit den Gedanken geistvoller Männer bekannt und ihre Einsichten zu den unsrigen machen, bringen wir Kopf und Herz in die rechte Stellung — bringen wir es zu derjenigen Brauchbarkeit, die von jedem nützlichen Glied des Staates sich fordern läßt. Hier nimmt der nach Vervollkommnung strebende Geist keine absolute Vorschrift an, was ihm zu lesen erlaubt oder verboten sei. Das erlaubte Buch thut seiner Erwartung gerade kein Genüge, er findet darin nicht, was er sucht, die Schreibart ist ihm zu dunkel u. d. m. Hingegen findet er den Verfasser des verbotenen weit gründlicher, seinen Vortrag angenehmer, die Erklärungen lichtvoller, die Beweise schärfer. Nun, dieses ihm so theuere Buch soll er nie zu Gesicht bekommen, als durch Recensionen, oder wenn er's besitzt, aus der Hand legen. Warum? Es ist durch die Censur verboten. Vor langen Jahren

erschien das bekannte Buch: Oesterreich über Alles, wenn es nur will. Der Verfasser giebt sich alle Mühe, darin zu zeigen, was die Regierung thun müsse, die kaiserl.-österreichischen Erbländer zu dem blühend- und mächtigsten Staat in Europa zu erheben. Wirklich hat er auch verschiedene Winke, die sich durch glücklichen Erfolg bewährten. Indessen scheint die Hauptstadt Wien die Hälfte des Titels dieser Schrift zum Motto genommen zu haben, nämlich: Oesterreich über Alles! Diese Meinung hat sich bei Hohen und Niedern so fest gesetzt, daß schon ein kleines Achselzucken Verdruß erregen, Widerspruch aber die bittersten Gegenwürfe veranlassen kann. Freilich wird keiner, dem die europäische Staatsverfassung nur halb bekannt ist, in Zweifel ziehen, daß Oesterreich sowohl in Ausdehnung als günstiger Lage und innerer vortrefflichen Beschaffenheit seiner meisten Länder vor Andern viel voraus habe, daß es demnach seine Macht wenigstens jeder, welche es auch sein mag, an die Seite setzen könne, wohl gemerkt, ehe die jetzigen Zeiten eintraten. In Schulen und von den Lehrstühlen der Universitäten wurden diese Vorzüge Oesterreichs weitläufig auseinandergesetzt. Daraus erzeugte sich aber mehr ein lächerlicher Stolz, als Lust und Geschicklichkeit, von jenen durch die Natur angebotenen Vortheilen weisen Gebrauch zu machen. Hiermit verband sich noch eine durchgängige Geringschätzung aller übrigen Nationen und Staaten, die nicht selten in den beleidigendsten Ausdrücken zu Tag gelegt wird. Der Verfasser hatte Gelegenheit, mit Personen von Rang über dieses Kapitel in's Gespräch zu kommen. Wie erstaunte er über die schiefen Urtheile in Absicht der Stärke und Schwäche der europäischen Reiche, von denen immer das Ende heißt: Oesterreich über Alles! Welchen Nachtheil für Oesterreich dieser Mangel an guten statistischen Kenntnissen unter den Staatsgliedern zur Folge habe, ist leicht begreiflich. Man hält es für eine Schande, ruhmwürdige fremde Beispiele nachzuahmen, man glaubt, es sei unnöthig, sich nach auswärtigen Mustern, die Kleider etwa ausgenommen, zu bilden, der

einmal angenommene Geschmack behauptet sein Verjährungsrecht, das Reisen in fremde Länder wird vom großen Haufen als etwas ganz Ueberflüssiges angesehen, und dem patriotischen Oesterreicher genüget, seine Studien auf einer vaterländischen hohen Schule vollendet, oder als Professionist Ungarn und Böhmen gesehen zu haben. Dieses zusammen genommen, was wir von den Hindernissen der Kultur in Oesterreich erzählten, gibt sonnenklar zu erkennen, daß in diesem Staat Männer von reifen Einsichten, ausgebreiteter Gelehrsamkeit, gebildetem Herzen weit seltener als anderswo anzutreffen, und eben daraus manche widrige Fälle für Oesterreich herzuleiten seien. Die Hauptstadt ist überzeugt, daß es bloß auf den kaiserlichen Hof ankomme, heute von Bayern, morgen von Schlesien Besitz zu nehmen. Wer darüber still schweigt, ist schon übel angesehen. Wollte sich aber Jemand sogar zu widersprechen erkühnen, der hat Bürger und Polizei zu fürchten. Es gibt Beispiele genug, daß letztere durch ihre geheimen Kundschafter die ehrlichsten Leute auffangen, sie drei bis vier Wochen in den Kerker werfen und dann, ohne daß Jemand ihr Schicksal erfahren konnte, unter der unerwiesenen Anschuldigung verdächtigen Raisonnirens aus der Stadt weisen ließ. Die kaiserlich-österreichische Monarchie, insofern sie aus verschiedenen Reichen, deren jedes seine eigene Sprache und Verfassung hat, zusammengesetzt ist, stellt allerdings ein sehr künstliches Staatsgebäude dar, dessen Festhaltung dem Regenten eine größere Bürde als andere Reiche auflegt. Indessen wird bis zu dieser Stunde von Allen, welche den innern Zustand der kaiserlich-königlichen Erblande kennen, als richtig angenommen, daß Oesterreich zu seiner fortschreitenden Aufnahme nichts als eine weise Staatsökonomie und ein friedliches System nöthig habe. Dahin gehört vorzüglich Ablegung einer zu Unruhen hinleitenden Vergrößerungssucht, wodurch benachbarte Staaten in steter Furcht gehalten und Funken zu Kriegsflammen genährt werden. Die unlängst erschienene Staatsschrift: Wer ist der angreifende Theil, Oesterreich oder Frankreich?

enthält so viel Wahrheit, daß man sich's nicht verwehren kann, die Schuld des neulich geendigten Continentalkrieges auf dieses letztere allein zu wälzen, in welcher Hinsicht das Haus Oesterreich sich keine Vorwürfe zu machen hat. Allein mußten denn bei dieser Gelegenheit die so lange und oft wiederholten Versuche, Bayern mit Oesterreich zu vereinigen, wiederholt werden? Sollten keine freundschaftlichen Annäherungen des Wiener und Münchner Hofes seit dem letzten Lüneviller Frieden, besonders seit dem zwischen England und Frankreich wieder ausgebrochenen Kriege möglich gewesen sein? Welche Erinnerung, sich auf der Hut zu halten, gab nicht die Besitznahme von Hannover den sämmtlichen deutschen Fürstenhäusern? Dort wird ein großes Kurfürstenthum von der französischen Uebermacht an sich gerissen, freien Reichsstädten mitten im Frieden Brandschatzung abgedrungen, französische Kriegsvölker stören den ganzen Handel an der Elbe und Ostsee, und — — dazu sitzt das Reichsoberhaupt mit seinen mächtigen Gliedern stille. Das unglückliche aber rechtmäßige Eigenthum eines im Krieg befangenen Königs darf sich nicht des Schutzes getrösten, den Kaiser und Reich ihm schuldig sind. War es Napoleon's gefürchtete Ueberlegenheit, die das deutsche Schwert in der Scheide hielt? Nun, wie unendlich würde sich diese vergrößert haben, wenn die von ihm vorbereitete Landung vor sich gegangen und gelungen wäre? Laßt England zu Boden liegen, was ist gewisser als Frankreichs Universalmonarchie? Dann ist's wahrlich zu spät, Coalitionen zu stiften, wenn der unersättliche Eroberer zur See eben die furchtbare Macht aufstellen kann, die er nun zu Lande meist auf fremde Kosten unterhält? Weder Pitt, noch englisches Geld, die von Tag zu Tag anwachsenden Gefahren hätten das Wiener Kabinet schon eher aufwecken sollen, die engsten Verbindungen mit Rußland und allen angesehenen deutschen Höfen zu treffen, und bei diesen wichtigen Geschäften mit Beseitigung aller Spuren des mindesten Eigennutzes nur das allgemeine Wohl zum Grund zu legen. Zu Deutschlands tiefster Erniedrigung war

hierin nichts zu Stande gebracht. Napoleon setzt in Italien die Königskrone ungestört auf, erweitert sein Reich daselbst, und verschafft sich einen neuen, höchst beträchtlichen Zuwachs von Macht. So war ein Arm in Süden, der andere in Norden fest gelehnt, und beide schlugen mit voller Faust an das Reich. Ein Faustschlag, der von Kehl bis Preßburg Thore und Riegel zersprengte und das Eigenthum bedauernswürdiger Unterthanen der Gewalt des französischen Heeres unterwarf. Die Stimme des winselnden Oesterreichs verhallt nicht an der bayrischen Grenze, nein, durch hiesige Klagen verstärkt, läuft sie, von Seufzern Schwabens begleitet, bis an den Rhein fort, der nun leider Frankreichs Grenze zu sein aufhörte. Wenn man in Bayern über die unerträglichsten französischen Quartierlasten die Hände ringt, glaubt der Soldat seinen bekümmerten Wirth dadurch zum Stillschweigen zu bringen, oder wohl gar zu trösten, daß er ihn an die Verheerungen erinnert, welche, im Fall die Franzosen unglücklich gewesen, von Oesterreichs Schaaren hier verübt worden wären. Das heißt Wunden mit Höllenstein verbinden. Wird die Sache aus dem wahren Gesichtspunkt betrachtet, so hat Napoleon dem Hause Oesterreich Bayerns Eroberung verwehret, um dieses als einen französischen Erwerb, wie immer es seine Pläne erfordern, gebrauchen zu können. Wo hinaus in diesem Gedränge. Zum Landesvater? Ach! Napoleon hat ihm den Arm zur Hülfe gelähmt. So schwebt denn ein grausenvolles Schicksal gleich unbarmherzig über Oesterreichs, Bayerns und Schwabens vorhin gesegneten Einwohnern. Gewiß eine Erniedrigung Deutschlands, nie so gedacht, nie so tief für möglich gehalten. Weil wir oben die Gründe für gültig annahmen, wodurch der deutsche Kaiser zum Krieg mit Frankreich bestimmt worden, so könnte Jemand daraus die Folge ziehen: Also hat Oesterreich an dem Unglück von Süddeutschland keinen Theil. Sofern dabei nur auf den Krieg und dessen widrigen Ausgang Rücksicht genommen wird, allerdings keinen. Das Blatt wendet sich aber, wenn Oesterreichs Eintritt in Bayern mit allen denselben begleitenden Um-

ſtänden in Anſchlag kommt. Hätte Franz ſeine Kriegsvölker, wenn ja kein anderer Rath übrig war, durch Bayern ziehen, und hier die Ruhe des Landes weder durch Requiſitionen, noch durch das beſchwerliche Papiergeld ſtören laſſen, ſo würde dem Kurfürſten zu Klagen, und dem Kaiſer der Franzoſen zum Vorwand eines vermüßigten Beiſtandes nicht ein Schein übrig geblieben ſein. Bayerns Einwohner hatten ſogar für Oeſterreich Vertrauen gewonnen, und wäre das Glück den Waffen des letztern eben ſo günſtig als groß das Verlangen nach Bayerns Beſitz geweſen, hätte es ſich alsdann mit ruhigen Unterthanen ſchmeicheln können. Doch wir ſetzen dieſen Fall, dem es noch ſehr an Möglichkeit fehlte, bei Seite, und richten den Blick auf eine Krone, deren Ertheilung der freigebigen Hand Napoleon's durch Oeſterreichs Abſichten auf Bayern ſo ſehr erleichtert, ja erſt an die Hand gegeben wurde. Kein Einmarſch der Kaiſerlichen in Bayern, und noch wäre der Kurhut auf Maximilian's Scheitel das ehrwürdigſte Diadem. Dieſer neuen Krone verdankt das unglückliche Bayernland ſeine franzöſiſchen Quartierbedrückungen, durch ſie ſieht es ſich ſeinen Landesherrn entzogen, und von franzöſiſcher Willkür beherrſcht. Tiefe Erniedrigung eines der mächtigſten deutſchen Staaten, der unter dreien im Zuſammenhang den Reihen führt; eines Staats, für Deutſchlands wahres Intereſſe, wer weiß wie lange? vielleicht auf immer verloren. Sieht der deutſche Patriot in dieſer Lage ſeines Vaterlandes mit getrübtem Blick auf die erſte aller Kronen, die nur einen römiſchen Kaiſer ſchmückte, ſo bemerkt er die wichtigſten Edelſteine darin entweder verdunkelt, oder ganz ausgefallen. Napoleon las dieſe auf, um ſie in ſeine Kronen zu verſetzen. Schon gelten franzöſiſche Machtſprüche im Reich mehr als römiſch-kaiſerliche Decrete. Schon wird das Schickſal deutſcher Städte und Länder in Paris abgewogen. Schon darf Napoleon geben und nehmen, wie ſein Genius ihm einflüſtert, und des Reichs Oberhaupt muß dabei das Aug' verſchließen. Was fühlſt du, deutſcher Mitbruder, bei dieſer Ohnmacht deines Kaiſers?

England.

Dieses ganze neptunische Reich, dessen Seemacht seit Elisabeth's Zeiten zu einer ungeheuren Größe anwuchs, dessen Schätze unermeßlich, dessen Staatsschulden kaum zu berechnen sind, war mit dem benachbarten Frankreich seit Jahrhunderten in Fehde, seit Anfang des achtzehnten aber fast in beständige Kriege verwickelt. In zwei wichtigen Erbfolgekriegen, dem spanischen, nach Karl's II., und dem österreichischen, nach Kaiser Karl's VI. Tode, war Großbritannien der treueste und wichtigste Bundesgenosse Oesterreichs. Mehrmals würde die hochgespannte französische Macht dem Haus Oesterreich gefährlich und Karl's pragmatische Sanction vielleicht zertrümmert worden sein, wenn nicht Englands kraftvolle Unterstützung den Umsturz der österreichischen Monarchie verhütet hätte. In dem kritischen Zeitpunkt der Annäherung des siebenjährigen Krieges unterhandelte der nachmalige Staatskanzler in Wien, Fürst von Kaunitz, das von einsichtsvollen Statistikern widernatürlich genannte Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich. Eben derselbe war auch der Stifter von Ludwig's XVI. Verbindung mit der kaiserl. königl. Prinzessin Antonia. Sonderbar ist es, daß der Wiener und Versailler Hof bei dem am 1. Mai 1756 geschlossenen Schutz- und Trutzbündniß aus ganz verschiedenen Absichten ausgingen. Dem ersteren lag Preußens Erniedrigung und der Besitz von Schlesien am Herzen. Dem anderen war es um das Kurfürstenthum Braunschweig-Lüneburg oder Hannover zu thun, um durch dessen Besitznahme dem König von England, als Herrn dieses ansehnlichen Landes, jenes Gewicht fühlbar zu machen, das die französische Seemacht nach der Eroberung von Minorka gegen Englands Flotten nicht mehr gewinnen konnte. Nebenbei hatte die kaiserliche Königin Maria Theresia wenigstens den Vortheil, daß der König von Preußen einen Theil seiner Kriegsschaaren an seinen mütter-

lichen Oheim und Bundesgenossen, den König von England, als Kurfürsten von Hannover überlassen und daher gegen Oesterreich mit einer minderen Macht auftreten mußte. Wenn das Wiener Kabinet Preußens völligen Untergang beschlossen hatte, woran es nicht an überzeugenden Urkunden fehlt, so war's in jener Periode sehr leicht, Frankreichs Beistand zur Ausführung dieses großen Planes länger zu erhalten, als es wohl die Staatsklugheit dem Hofe von Versailles anrieth. — Weil die englisch-preußische Verbindung, wodurch der Aufenthalt eines französischen Heeres in Hannover abgewehrt werden sollte, nicht zu trennen, dann eine königlich polnische Prinzessin an den Dauphin, Vater des unglücklichen Ludwig XVI., vermählt war, welche knieend vor ihrem Schwiegervater Ludwig XV. weder Flehen noch Thränen schonte, ihn zur Rache gegen den König von Preußen, der in Sachsen einfiel und dieses Kurfürstenthum in Beschlag genommen hatte, gleich Anfangs des siebenjährigen Krieges zu bewegen, so bot Frankreich alle Kräfte zu dessen nachdrücklicher Fortsetzung auf. Auch fand der kaiserlich königliche Hof in der Zukunft noch ganz andere Mittel, dem König in Frankreich die Fortsetzung des Kampfes mit Friedrich und seinem Busenfreunde in England annehmlich zu machen, wodurch Deutschland sechs Jahre hindurch die mächtigsten französischen Heere zum Ruin der schönsten Provinzen auf seinem Boden trug. Der preußische Einfall in Sachsen wurde allenthalben als ein Vorgang geschildert, der alle Friedensverträge, die Reichsverfassung, ja das ganze Natur- und Völkerrecht über den Haufen werfe, und man überging bei diesen übertriebenen Schilderungen entweder mit tiefstem Stillschweigen die Beweggründe zum Einmarsch der Preußen in die kursächsischen Lande, oder bedeckte sie mit einem manches Auge blendenden Schleier. Zu dem französischen Eintritt in Hannover schwieg man in Wien und an den meisten deutschen Fürstenhöfen ganz stille, ja man übernahm sogar die Vertheidigung der französischen Gewaltthätigkeiten in den Staaten

und Ländern einiger deutschen Fürsten mit einer Parteilichkeit, die sich weder der Unwahrheit noch des Undanks schämte. Noch 1743 wohnte König Georg II. von England der Schlacht bei Dettingen bei, deren glücklichen Ausgang seine Gegenwart nicht wenig beförderte. So setzte dieser Monarch sein eigenes Leben der größten Gefahr aus und gab Marien Theresien dadurch den unwidersprechlichsten Beweis, wie sehr er ihre Sache zu seiner eigenen mache. Dabei blieb es noch nicht. England setzte zu Gunsten Oesterreichs den Krieg bis zum Aachener Frieden mit Nachdruck fort und die Kaiserin Königin erhielt, den an Preußen abgetretenen Theil von Schlesien ausgenommen, alle von Karl VI hinterlassene Erblande in ruhigem Besitz. Wenige Jahre hatten das Andenken an Englands wichtige Verdienste um Oesterreichs Erhaltung verwischt, und zum Zeichen, wie gering man den Werth der vormaligen Freundschaft desselben in Wien anschlage, rief der kaiserlich königliche Hof selbst den Erbfeind Großbritanniens und des deutschen Reichs in Georg's II. deutsche Erbstaaten; allein wie der Ausgang jenes Kriegs lehrte, zu eigenstem empfindlichsten Nachtheile. Unendliche Kriegslasten, in jener Zeit von der Krone Frankreich auf deutsche Länder gewälzt, konnten doch nicht hindern, daß die französischen Finanzen sehr mitgenommen und die Staatsschuld mit einigen Hundert Millionen vergrößert wurde. Eben dieses war auch in England der Fall, nur mit dem Unterschied, daß durch den Frieden von Paris Britanniens Aufopferungen an Gut und Blut die reichste Vergütung erhielten. Die englische Seemacht, am Ende des Krieges noch im blühendsten Stande, wurde von Jahr zu Jahr den Franzosen ein stärkerer Dorn im Auge. Der britische Handel erschien in allen Weltgegenden als der erste und einträglichste. Da die französische und spanische Marine im Jahre 1763 fast ganz vernichtet gewesen, konnten die Engländer gegen Ost- und Westindiens Reichthümer ihre Fabrikate und Manufacturwaaren mit unsäglichem Nutzen vertauschen. Ihre Colonieen in Nordamerika stiegen zu

einem hohen Grade der Kultur empor. Ganz Canada war in ihrem Besitz. Die Küste von Florida bis über die Hudsonsbay huldigte Britanniens Scepter. Solche glückliche Umstände vermehrten Frankreichs schon lange rege Eifersucht, und man erwartete hier mit Ungeduld einen Zeitpunkt, da sich Gelegenheit zur Erniedrigung Englands anböte. Dieser Zeitpunkt erschien, als die englischen Colonieen in Nordamerika dem Mutterlande den Gehorsam aufsagten. Einige Jahre ließ es der französische Hof bei bloßen Begünstigungen und geheimer Unterstützung der Colonieen bewenden. Da aber diese unter dem General Washington nicht ohne Glück gegen die englischen Waffen gefochten hatten, brach er endlich los, errichtete mit den aufgestandenen Colonieen ein förmliches Bündniß, in welches auch Spanien gezogen wurde, und half den vereinigten nordamerikanischen Staaten zur Unabhängigkeit von Großbritannien. Dieses konnte den erlittenen Verlust nicht gleichgültig ansehen. Doch wehte noch die britische Flagge auf allen Meeren, und die englische Flotte war auch nach dem Colonien-Krieg in dem vortrefflichsten Stande. Vier Jahre genossen die Staaten von Nordamerika ihrer durch Frankreichs Hülfe errungenen Freiheit, als die Franzosen selbst darnach zu gelüsten den Anfang machten. Nicht englische Anstiftungen oder verheißener Beistand hatten diese Freiheitssucht erzeugt und genährt. Der Londoner Hof, weit entfernt, die Unruhen in Frankreich durch angesponnene Intriguen zu vermehren oder die hier entstandene Verwirrung sich zu Nutze zu machen, welches die Franzosen im Gegentheil nie unterlassen hätten, hielt sich in tiefster Stille, woraus er noch nicht gebracht wurde, als Frankreich schon die königliche Gewalt vernichtete, sich für eine freie Republik erklärte, und die gefährlichsten Grundsätze zum Umsturz aller Königs- und Fürstenthrone in die Welt ausgehen ließ. Wem ist nicht aus der französischen Revolutionsgeschichte bekannt, daß die Repräsentanten dieser Nation den coalisirten Mächten die Mordfackel fast aufgedrungen haben? England wurde gleichfalls herausgefordert. Es

mußte also einen Kampf bestehen, dem das Kabinet von St. James schon wegen der Kurwürde von Hannover nicht ausweichen konnte. Der Krieg erforderte gewaltige Summen, da England denselben zu Wasser und zu Land führte. Nachdem aber Preußen, Spanien, das bezwungene Holland und Oesterreich eines nach dem andern vom Kampfplatz abtraten, hielt England einige Zeit die Kriegslast allein aus. Der damalige General Bonaparte lief 1798 mit einer großen Macht aus Toulon. Seine Fahrt war nach Aegypten gerichtet, bei welcher derselbe im Vorbeigehen einen von innen schon vorbereiteten Streich auf Malta ausführte und diese Insel in Besitz nahm. Eigentlich ging die Absicht des französischen Befehlshabers auf Eroberung der englischen Niederlassungen in Ostindien. Ein ungeheuerer, doch zur Ausführung nach damaligen Umständen nicht ganz verwerflicher Plan. Bonaparte konnte mit seinen vierzigtausend Mann mittelst des arabischen Meerbusens leichter und früher in den ostindischen Gewässern erscheinen, als die Engländer eine ihm gewachsene Macht nach Bengalen bringen. Diese mußten demnach die französische Flotte noch auf dem mittelländischen Meer aufsuchen, und Alles anwenden, sie zu einer entscheidenden Schlacht zu bringen. Admiral Nelson bekam den Auftrag zu diesem wichtigen Unternehmen. Er ging mit dreizehn Linienschiffen, zwei Fregatten und einer Corvette unter Segel. Die Franzosen hatten indessen in Aegypten glücklich gelandet, und ihre Flotte in der Bay von Abukir eine solche Stellung nehmen lassen, daß sie gegen jeden Angriff durch die stärksten Strandbatterien gesichert, und zwischen zwei Sandbänken, von einer großen Anzahl Kanonierschaluppen gedeckt lag. Der eben so erfahrene als muthvolle Nelson ließ sich durch die Gefahren eines Angriffes nicht abschrecken. Sein Schiff war das erste im Angesicht des Feindes, litt daher mehr als die andern, und er selbst ward am Kopf gefährlich verwundet. Das Treffen endete mit der Vernichtung der ganzen französischen Flotte. Ein Zufall, der dem General Bonaparte zugleich den Anschlag auf das

englische Ostindien verrückte, oder wenigstens doch erschwerte, daß er, um ihn auszuführen, unendliche Schwierigkeiten hätte bekämpfen müssen. Nun setzte er sich in Aegypten fest und bemächtigte sich damit eines Eigenthumes der ottomanischen Pforte, die bisher mit Frankreich im Frieden gelebt hatte. Bonaparte sparte weder List noch Kunst, sich in Aegypten Anhang zu verschaffen. Den Großherrn aber und seinen Divan in Konstantinopel suchte er zu überreden, daß seine Ankunft in diesem Theil des türkischen Reichs nichts weniger als feindliche Absichten zum Grund habe. Man beurtheilte ihn jedoch nicht aus seinen Worten, sondern aus der That. Die Türken gingen, mit englischen Truppen vereinigt, den Franzosen in Aegypten zu Leibe, die endlich sich ergeben mußten, nachdem von den Vierzigtausenden nur ein unbedeutender Ueberrest noch vorhanden, Bonaparte mit äußerstem Verdruß nach Europa zurückgekehrt, Malta aber bereits von den Briten erobert war. Der Friede von Amiens machte dem Kriege zwischen England und Frankreich ein Ende. Wirklich hat ersteres sehr große Mäßigung dabei bewiesen, und von allen Eroberungen nichts als Ceylon in Ost- und die Insel Trinitad in Westindien behalten. Zugleich versprach es, Malta zu räumen. Es stand jedoch nicht lange an, so zeigte sich aus deutlichen Gründen, daß dem Haupt der französischen Consularregierung noch immer an Aegypten und Malta so viel gelegen sei, daß beide den neuen Entwürfen eines Bonaparte nicht entgehen würden. Ueberdieß fuhr dieser fort, gegen den klaren Buchstaben des Friedenstraktats in der Schweiz und Holland den Meister zu spielen, dem König von Sardinien die Schadloshaltung zu versagen, in Italien nach Willkür Veränderungen zu treffen, und zu einer Menge anderer Klagen, besonders durch Sendung des Obersten Sebastiani in die Türkei, Anlaß zu geben. England hatte alle gemachte Eroberungen bis auf Malta, dem Frieden gemäß geräumt. Frankreich bestand darauf, daß die Engländer auch diesen Felsen verlassen sollten, ohne die Ursachen, warum es nicht geschah,

zu heben. Man kam darüber zu Erörterungen, die aber sämmtlich fruchtlos blieben. Alle Schritte des Oberconsuls gaben zu erkennen, daß er nichts weniger als einen dauerhaften Frieden mit England wünsche. Schon glänzte an seinem Pole das Gestirn des Cäsars. Diesen neuen Stern wollte vielleicht mancher, der bei der Armee diente, nicht aufgehen sehen. Hier rieth die Klugheit, so lange der Kaiser noch im Entstehen war, Entfernung an. Dazu erbot sich die schicklichste Gelegenheit in der Kriegserklärung wider England. Diese rechtfertigte die Besetzung der Küste bei Boulogne in den Augen des Volks. Keine Woche verging, in der man nicht das große Landungswunderwerk als nahe oder schon vollendet, damit aber das goldene Zeitalter in Frankreich hergestellt, auf allen Gassen in Paris, ja in allen Winkeln der ganzen Republik hochpreisen hörte. Und was ließ sich von einem Napoleon anders erwarten, dessen von Aegypten her bekannter Religionseifer für das Seelenheil der Christgläubigen bereits die rühmlichste Sorge getragen und sie wieder mit Tempeln und Priestern versehen hatte? Wie konnte so ein gewissenhafter Regent sich das Vergnügen versagen, jene, die er in das Reich Gottes geführt, auch in den Ueberfluß irdischer Güter zu setzen. Freilich ist, um dieses letztere zu bewerkstelligen, eine gewisse Selbstverläugnung nöthig, daß man nämlich kein sonderliches Bedenken trage, anderer Nationen rechtmäßige Habe, sei's durch welche Mittel es wolle, an sich zu bringen. Lehrte ja wohl einst eine ansehnliche Gesellschaft geistlicher Väter, man dürfe Böses thun, wenn nur etwas Gutes daraus erfolge. Desto weniger Gewissensbeschwerde für Napoleon, wenn er seine Heere in alle Länder aussendet, sich fremden Eigenthums zu versichern, damit es, als gerechtes Gut in Frankreich verpflanzet, reiche Früchte tragen und den Gesegneten des Herrn in diesem Land wohl bekommen möge. Die großmüthigste Sorgfalt des französischen Monarchen schließt jedoch andere Völker nicht ganz aus. Es bekriegt England, den stolzen Briten den Hochmuth zu legen; und sie mit ihrem bittersten Schaden zu be-

lehren, wie gefährlich es sei, den Augapfel des Glückes anzutasten. Durch seinen Arm soll die Freiheit der Meere (mit Vorbehalt des Näherrechts, versteht sich doch?) hergestellt werden. Und wie sticht nicht auch darin Napoleon's Weisheit hervor, daß er die Lust zur Seefahrt bei viel Tausenden, die sonst dem Wasser, weil es keine Balken hat, nicht würden getraut haben, zu erwecken sucht, oder vielmehr nothwendig macht? Länder, worin seine Cohorten eine Zeitlang sich aufhielten, werden in Stand gesetzt, unzähliger Hände zu entbehren, denn hier ist kein Verdienst mehr für sie. Hinaus also mit diesem Ueberfluß auf das große Weltmeer! Dort können sie für Frankreichs Schifffahrt gebraucht, oder in den Colonieen als Sclaven wohl versorgt werden. Ist das seeräuberische England einmal in Napoleon's Gewalt, o dann jauchzet alle Völker der fünf Welttheile, denn ihr habt die Meeresfreiheit. Dem Beglücker der Menschheit zu Ehren dichtet Gesänge und Loblieder ihr alle aus der Zunft der Poeten und Reimenschmiede! Preiswürdig ist schon der Vorsatz an sich, daß man die Meeresfreiheit erkämpfen will. Wie sehr verdient nicht erst seine Ausführung erhoben zu werden? Da wird dem Engländer sein Rum und Punsch theuer zu stehen kommen, wenn er ihn von seinem neuen Herrn in Frankreich sich muß zumessen lassen. Und wir Deutsche können, wenn erst Bonaparte für sich und sein Volk des englischen Wohllebens genug hat, auch noch an den Ueberbleibseln Theil nehmen, die Franzosen sind ja unsere Nachbarn und Verbündete. Laßt aber die Eroberer der Meeresfreiheit mit Vertheilung der englischen Reichthümer und Leckerbissen noch so sparsam sein, so hat mich doch gestern meine Großmutter darüber zu beruhigen gesucht, denn, sagte sie, liebes Kind, nun kommen die Zeiten gewißlich, von denen die Sibyllen geweissagt haben, ich verstehe kein Latein, doch erinnere ich mich noch, daß mein Bruder mir immer vorplempelte: Jam nova progenies . . . und das soll heißen: „Ein neues Geschlecht kommt vom Himmel hernieder.“ Weil mehrere Himmel sind, wollt' ich gern wissen, aus welchem? Hm!

gab er zur Antwort, aus dem Lufthimmel, wo die Adler und andere Raubvögel über den Wolken schweben. Dem sei wie ihm wolle, mir ist im Traum vorgekommen, der neue französische Kaiser und seine Familie sei wie der Blitz aus den Wolken heruntergefahren, darauf fing's an, Zucker und Kaffee zu regnen. Siehst du, das sind die Zeiten des Saturn, der bei seines Sohnes Jupiter Vermählung mit der schönen Semele alle anwesenden Gäste mit dem besten Kaffee und Punsch bewirthete, denn damals waren solche Sachen spottwohlfeil. Jetzt, denke ich, wird es wieder so werden. Der Kaiser Napoleon will alle Zucker- und Kaffeefässer aus England holen, da hoffe ich also, wird das Pfund, wie vor siebenzig Jahren, auf fünf Groschen zu stehen kommen. Wenn das ist, so darf ich mich doch vor meinem seligen Ende nochmals satt Kaffee trinken, und habe alsdann keine Erdmandel oder Cichorien, die einem den Geschmack verderben, weiter nöthig. Meine Großmutter kann's getroffen haben. — Bonaparte ist ein ganz neues Geschlecht. Viele Adler führt er im Wappen, er kann also mit ihnen im Lufthimmel herumgeflogen sein. Bringt er es nun dahin, daß es Zucker und Kaffee so viel gibt, als wenn's geregnet hätte, so sind Saturn's Zeiten wieder da, und die Weissagung der Sibyllen ist erfüllt. Wie's aber den Zweiflern geht, daß ihnen bald da, bald dort Schwierigkeiten aufstoßen, so ging's auch mir mit der Hoffnung sibyllinischer Zeiten. Ja, dacht' ich, man liest in der Geschichte Englands, daß sich vor Alters sehr viele Wölfe darin aufhielten, deren man aber jetzt nicht Einen mehr sieht, so genau war man ihnen auf der Spur. Wird man nicht den Wölfen, die von außen dort eindringen wollen, sich aus allen Kräften widersetzen und ihnen, ehe sie noch an's Land kommen, den Garaus machen, oder sobald sie darauf sind, ihre Vertilgung beschleunigen? Daß jetzt Menschen an die Stelle der vormaligen Wölfe treten, thut nichts zur Sache. Wer absichtlich kommt, an mir seine Raubgier zu sättigen, darf sich des stärksten Widerstandes versichert halten, und, ehe er noch seinen Raub in Sicherheit sieht, den Untergang

erwarten. Man wende dieses auf die dermalige Lage zwischen Frankreich und England an, und vergleiche noch die Schrift: Gefahren der Landung in England. Jetzt, da der römisch kaiserliche Adler mehrere Schwingfedern verlor, der russische sich auf sein Felsennest zurückgezogen, der preußische wie auf der Brut sitzen bleibt, jetzt sollte man freilich denken, wär's den französischen Adlern weniger gefährlich, den Flug über den Canal nach England zu wagen, weil jene weder die Beute mit diesen theilen, noch sie daran hindern zu wollen scheinen. Vielleicht halten sie sich ruhig, weil ihnen die Freiheit der Meere versprochen ist? Wer wäre dazu leichtgläubig genug? Wien, Berlin, Petersburg müßten nie den Gesang der Lockvögel gehört haben, um durch Napoleon's Sirenenstimme sich einschläfern zu lassen, oder von seiner Großmuth mehr als von England zu erwarten. Napoleon weiß auch gar wohl, daß er sich vom Vertrauen aller europäischen Höfe, ein paar ausgenommen, wenig zu versprechen habe. Deßwegen sucht er sie theils durch Heirathen, theils durch eingeräumte Vortheile an sich zu ziehen oder ihr Interesse mit dem englischen, wie z. B. bei Preußen, in Widerspruch zu setzen. Das sind Kunstgriffe des schlauen Imperators, durch welche er sich, wenn's ja zur Landung kommen sollte, den Rücken zu decken vermeint. Durch Alles dieses hat er aber den Mächten, die er am meisten zu fürchten hat, noch keine Gewährschaft für ihre künftige Sicherheit oder gar für unausbleibliche Vortheile, im Falle er England besiegen würde, geleistet. Auch bleibt es eine ewige Unmöglichkeit, diese Gewähr leisten zu können. Napoleon sei eben so mächtig zur See, als auf dem Lande, wer wird diesem Koloß nur einen Nagel an der Zehe verstümmeln? Behandelt er doch jetzt schon die größten Mächte wie einst Alexander einen ihm vorgestellten Corsaren. Oesterreich bringt z. B. Lindau gegen gewisse böhmische Herrschaften an sich, Napoleon nimmt seinerseits ganze Länder, z. E. Genua, Lucca u. s. w., ohne eine Spanne Erdboden daran zu setzen. Jenem wirft er gefährliche Vergrößerung in seiner

erlassenen Kriegserklärung vor. Ihm soll es für ein Zeichen des preiswürdigsten Charakters gelten, wenn er freie Republiken zum Schemel seiner Füße legt. Vor den Augen der ganzen Welt erröthet er nicht, zu erklären: Er suche keinen Schuh breit Vergrößerung auf dem festen Lande. Nun, so frage ich, in welchem anderen Welttheil Venedig, Dalmatien u. a. m. liegen, in deren Besitz er durch letzteren Feldzug gelangte. — Daß England seine ost- und westindischen Produkte wegen des unermeßlichen Aufwandes im noch andauernden Kriege zu höheren Preisen verkauft, empfinden freilich viele Staaten mit Schmerzen. Laßt uns annehmen, diese Waaren seien in französischen Händen, und unter ähnlichen Kriegsverhältnissen, werden sich auswärtige Länder ebenso gewaltiger Summen in baaren, klingenden Hülfsgeldern zu erfreuen haben, wie sie Großbritannien an seine Alliirten auszahlen ließ? Als noch alle Moden und Kleidertrachten unter Frankreichs Gebiet standen, zogen die franzöſ. Fabriken unermeßliche Summen aus allen Reichen Europa's, vornehmlich aus Deutschland. Was bekamen sie sämmtlich davon zurück? Nicht einen Pfennig, Alles, was höchstens Deutschland zurück erhielt, beschränkte sich auf das nach Straßburg und Paris ausgegangene Mastvieh, welche Einnahme sich zur Ausgabe wie 1 zu 80 verhielt. Wäre die Unentbehrlichkeit des Fleisches nicht so groß, daß man diesen Artikel zu den ersten menschlichen Bedürfnissen rechnen muß, und hinge die Zahlung der dafür nach Deutschland übergehenden Gelder von der französischen Regierung ab, wie unendlich oft würde die Zahlung stocken, besonders, wo nur der mindeste Scheintitel zu ihrer Verweigerung sich auftreiben ließe? Im siebenjährigen Kriege bekam ein gewisser Reichskreis für Lieferungen an die französische Armee die Summe von dreiundzwanzig Millionen activ zu verrechnen. Nach hergestelltem Frieden meldete sich dieser Kreis und bat um die Erledigung gedachter Forderung. Die Antwort fiel dahin aus: Man wundere sich, daß diese Summe in Paris und nicht in Wien gesucht werde, indem die Krone Frankreich nicht

für sich, sondern für die Kaiserin Königin Krieg geführt habe. Welche Sprache! Die Franzosen gingen damals nach Hessen und Hannover für die Sache Maria Theresia's. Napoleon's heutige kaiserliche Regierung betritt in diesem Punkt die Fußstapfen der vorigen königlichen auf's Genaueste. Was ist der Gerechtigkeit gemäßer, als daß die französischen Kriegsvölker nicht auf Kosten der armen Unterthanen eines alliirten Fürsten, sondern gegen baare Bezahlung für Mann und Pferd unterhalten werden? Nein, sagt das französische Völkerrecht, das Land meines Bundesgenossen muß sie ernähren. Wenn der Freund diese Sprache führt, woran erkennt man den Feind? Nun noch einen Blick auf England. Als die Franzosen letztens Wien besetzt hielten, entblödete sich Napoleon nicht, dem Kaiser Franz die unanständigsten Invectiven gegen das Ministerium und den Staat von England in den Mund zu legen, und diese in öffentlichen Blättern bekannt zu machen. Der englische Handelsgeist, heißt es darin, ist das Verderben der Welt. Das ist ungefähr der Sinn der dem Kaiser Franz angeschuldigten Rede. Unsere Leser erinnern sich ohne Zweifel der in öffentlichen Zeitungen von Frankreichs Herrscher erzählten Unterredung mit den bei Ulm gefangenen österreichischen Generalen, worin unter andern auch diese Erklärung vorkommt: „Ich brauche kein Land, nur Schiffe.“ Die Meinung Napoleon's kann doch nicht bloß von Kriegsschiffen zu verstehen sein, sonst hätte er mehr Schwäche denn Stärke des Geistes verrathen. Folglich sprach er von Kauffahrteischiffen, wodurch sich in Frankreich der verfallene Handel wieder beleben sollte. Also ist entweder ein kaufmännischer Genius damals an Napoleon's Seite gestanden, als er von diesem Bedürfniß seines Volks etwas erwähnte, oder er wußte selbst nicht, was er haben wollte. Napoleon ist völlig überzeugt, daß ein Staat nur durch ausgebreiteten Handel glücklich und seinen Nachbarn furchtbar sei. Die englische Regierung hat allenfalls zehn oder mehrere Millionen Pfd. St. nöthig. Ihr wird deswegen nicht bange; sie tritt mit

einigen Häusern zu London in Unterhandlung und die Summe ist unterschrieben. Das ist der Dorn im Auge des französischen Xerxes. Ihm gebricht's nur noch an dem Metall, wodurch England auf allen Straßen des Oceans seine Flotten in Bewegung setzt. Kann er dieses den Engländern aus der Faust winden, so bekommen wir eben so viel Kriegsschiffe in den französischen Häfen zu sehen, als die Perser einst Galeeren gegen Griechenland auslaufen ließen, nämlich zwölfhundert an der Zahl. Dadurch würde ein großer Theil der Wünsche Napoleon's erfüllt, aber noch nicht allen die Krone aufgesetzt. Ein Heer von siebenmalhunderttausend Mann zu Lande und eine Seemacht von zwölfhundert Kriegsschiffen unthätig zu sehen, wäre einem Eroberer, dem diese Welt zu enge zu sein scheint, die unerträglichste Qual. Was bleibt ihm zur Beruhigung übrig, als seine Oberherrschaft in allen Welttheilen geltend zu machen und unter den Königen, die er seinem Scepter unterwarf, eine Einrichtung wie vormals die römischen Kaiser mit ihren Hofämtern zu treffen, sie in Klassen zu ordnen und zu gewissen Zeiten an sein Hoflager zu berufen. Jetzt wären wir da, wohin das Lieblingssprichwort blinder Anbeter Napoleon's das Ziel steckt, welche beim Aufstehen und Schlafengehen zum Segen über sich sprechen: Ein Gott und Ein Napoleon!

Die Arbeit, welche auf diesen Blättern geliefert wird, macht an sich keine Ansprüche auf Beifall, am wenigsten bei denjenigen deutschen Schriftstellern, die in unsern Zeiten den Himmel voll Sterne oder gar die glänzendsten Sonnen über Deutschlands Horizont ihre Strahlen verbreiten sehen, wie etwa der Verfasser der Schrift: Von den höchsten Interessen des deutschen Reichs, oder der Professor Butte zu Landshut, in der Ankündigung seiner bayerischen Annalen. Doch glaubt der Verfasser es seiner Ueberzeugung schuldig zu sein, den Unbefangenen unter seinen deutschen Brüdern frei zu bekennen, daß unser Vaterland von Englands Demüthigung durch die französischen Waf-

sen (die jedoch so nahe nicht sein dürfte) nichts als das härteste Joch, wovon Deutschlands dermalige Erniedrigung zum Vorspiel gelten könnte, zu erwarten habe. Wer noch mehr Beweise, als in dieser Abhandlung schon vorkamen, verlangt, kann sich aus dem Betragen des französischen Kaisers gegen die Holländer, diese seine treuergebenen Freunde und Bundesgenossen, Ueberzeugung verschaffen. Vor kaum zwanzig Jahren ging Kaiser Josef mit dem Gedanken um, seiner Stadt Antwerpen ihren Glanz, den sie durch das Aufkommen Amsterdams vor einigen hundert Jahren verlor, wieder zu geben. Die Holländer merkten gar bald, was für ein Schicksal ihrer Hauptstadt und ihrem gesammten Handel bevorstehe, wenn der Hafen von Antwerpen gereinigt und die Schifffahrt auf der Schelde eröffnet würde. Sie setzten sich daher lieber dem gerüsteten Kaiser zur Gegenwehr, als daß sie durch zaghafte Nachgiebigkeit ihren Wohlstand einem andern Handelsplatz überlassen hätten. Der mit Oesterreich getroffene Vergleich kostete sie zwar dreizehn Millionen als Schadloshaltung für die kaiserliche Kriegsrüstung; doch zum Glück war diese Summe schon bezahlt: die Holländer durften nur abrechnen. Thun wir aber der Sache zu viel, wenn wir daraus folgende Schlüsse ziehen und schlechterdings behaupten, daß Napoleon die Freiheit der Meere bloß zur Maske seiner Entwürfe gebrauche; daß er England nur aus Privatinteresse zu bekämpfen, alle Kräfte anstrenge; daß er Britanniens sogenannten Alleinhandel nur hasse, so lange er nicht in französischen Händen ist; daß er die Wohlfahrt anderer Nationen nur im Munde, aber nicht im Herzen habe, daß er vielmehr an dem Umsturz derselben aus vollen Kräften arbeite; daß er mit der dürftigsten Armuth der seinem Scepter nicht unterworfenen Menschheit sein Spiel treibe, und Frankreich zur allgemeinen Schatzkammer der Welt zu machen suche; daß er die größten, lästigsten Aufopferungen seiner Verbündeten für Schuldigkeit halte; daß er ohne alle Rücksicht auf die übrige Welt sich und das französische Volk zum ersten und letzten

Zweck habe; daß dem Deutschen und allen übrigen Europäern jeder Blick auf seinen Thron gefahrahnend zurückkomme.

Doch wir wollen's einstweilen bei diesen Schlüssen bewenden lassen. Vielleicht werden sie bald durch leidige Erfahrung in noch helleres Licht gesetzt, dann können wir den Leser mit unsern Ideen über Deutschlands Lage weiter unterhalten, und von ihm hören, ob wir von der Erniedrigung unseres Vaterlandes zu viel oder zu wenig gesagt haben. In der Schrift: Von den höchsten Interessen des deutschen Reichs findet sich ein Schema von einer neuen Ordnung der Dinge, worin der dritte Paragraph also lautet: „Kein souveräner Regent eines ausländischen, durch eine herrschende fremde Nationalsprache von Deutschland losgerissenen Staates soll unmittelbares Land im bisherigen deutschen Reiche besitzen können." Wer sieht's dieser Stelle nicht an, daß sie bei einer Bouteille Champagner, oder gar unter französischer Inspiration in die Feder geflossen sei. Der Verfasser will damit die Engländer aus Hannover verweisen, denen bereits von Frankreich und Preußen der Bannbrief aus dem Stammhause und eigentlichen Vaterlande des königlich-großbritannischen Hauses geschrieben worden. Doch nicht dem König Georg III. allein, sondern auch den Königen von Dänemark, von Schweden, von Preußen, von Ungarn diktirt dieser Paragraph den Abschied. Diesmal bleiben wir nur beim König von England stehen, den die französische Staatskunst unter Beitritt einer der zwei ersten deutschen Mächte der Erbfürstenthümer seiner Väter mitten im Krieg mit Großbritannien verlustig erklärt. Ob man diesen Vorgang zu Deutschlands tiefer Erniedrigung rechnen müsse? Wir antworten: Freilich! und zwar zu einer sehr tiefen. So lange Georg III. nicht in der Eigenschaft des Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg mit Frankreich Krieg führte, so lange mußten dessen deutsche Staaten wenigstens nicht in die Theilungsmasse geworfen werden, deren Besitz nur der künftige Friede zwischen den streitenden Parteien ent-

scheidet. War schon die französische Besitznahme der hannover'schen Lande eine Gefahr für das Reich, so ist die jetzige Losreißung derselben aus den Händen des gesetz- und rechtmäßigen Fürsten schreckliche Folge der Schlacht von Austerlitz, Wirkung der ungebundensten Gewalt in Deutschland, Umsturz der ganzen Reichsverfassung, willkürliche Vertheilung nach dem französischen Privatinteresse, trauriges Zeugniß eines an Haupt und Gliedern geschwächten Körpers, unleugbarer Beweis, daß Napoleon den deutschen Kaiser mit seinen hohen und niedern Ständen für blinde Nullen halte. Man will dann, wie es scheint, für ausgemacht annehmen, daß England im Kampfe mit seinem Gegner gewiß unterliegen und den Krieg nicht so lange fortsetzen werde, daß auch der Feind, über der langen Fehde ermüdet, endlich zum Frieden die Hand bieten müsse. Ein Fall, nicht aus dem Reich der Unmöglichkeit erträumt, und der so lang eintreten kann, als die englischen Seehelden, die mit Nelson lange noch nicht alle ausgestorben sind, das Glück auf dem Meer beschwören können. Wie? wenn Großbritannien einer französischen Landungsflotte den Untergang im Ocean bereitete, und diese mit Feuer zu vertilgen Gelegenheit fände, wodurch sich die französischen Saiten bald herabstimmen müßten? Würde Napoleon gegen andere Vortheile dem König von England nicht herzlich gerne zum Besitz Hannovers behülflich sein? Dagegen würde Preußen zwar seine ganze Macht aufbieten, allein wahrscheinlich sich zum Verderben, weil Oesterreich den Rücktritt des Königs von England in die Regierung und den Besitz von Hannover aus allen Kräften unterstützen und in diesem Punkt gemeinschaftlich zu Werk gehen würde. Lassen sich gleich diese und ähnliche Muthmaßungen mit nichts verbürgen, so führen sie doch keinen innern Widerspruch bei sich, und das ist schon genug.

Unzählig oft hört man in Deutschland die von Großbritannien an Oesterreich und Rußland bei der letzten Coalition bezahlten Hülfsgelder als traurige Ursache des erst entglom-

menen Kriegesfeuers ausrufen und verwünschen. Napoleon selbst machte in Wien öffentlich bekannt, daß die Einwohner der Stadt ihre dermaligen Bedrückungen bloß auf Rechnung der Engländer setzen müßten, indem diese theils durch Bestechungen, theils durch Subsidien zweier Kaiserhöfe gegen ihn bewaffnet und dadurch den Krieg veranlaßt hätten. Er setzt also voraus, daß Oesterreich und Rußland viel zu entkräftet gewesen seien, als daß sie ohne englische Hülfe ihre Völker in's Feld führen konnten. Dies zugegeben, was folgt daraus? Sie thaten, was Frankreich seit Jahrhunderten zu thun pflegte. Die Schweden erhielten im dreißigjährigen Kriege französische Gelder. Das Nämliche geschah im siebenjährigen. Beide Kriege wurden auf deutschem Boden geführt, folglich war die Absicht des französischen Hofes, das Kriegsfeuer mitten in Deutschland zum Ruin seiner Einwohner zu nähren. England bezahlt Subsidien, um in Italien die täglich anwachsenden Gefahren zu vereiteln und Deutschland wo möglich von dem französischen Joche zu befreien. Welche dieser beiden Mächte war also mit ihren Subsidien dem Reich am wenigsten gefährlich? Daß Oesterreich durch sein Betragen gegen Bayern die Absicht der Entschließung zum Krieg zweideutig machte, ist freilich unleugbar. Unstreitig ist aber auch, daß die von Napoleon angenommene Königskrone und die gewaltigen Vergrößerungen seines Reichs in Italien den vorliegenden Traktaten schnurstracks entgegen und Oesterreich von dieser Seite bedrohend waren. In dieser bedenklichen Lage konnte es seine Waffen nicht ruhen lassen. Rußland hatte die Garantie des Lüneviller Friedens auf sich. Aus dem Grund durfte Alexander I. nicht nur von Frankreich dessen pünktliche Beobachtung fordern, sondern auch auf die Erfüllung der Friedensartikel mit Gewalt dringen, wenn man, wie hier geschah, sich dessen weigerte. Der fette Bissen, den Oesterreich an Bayern sich schmecken zu lassen, vor hatte, konnte ihm ohne Rußlands, Preußens, Frankreichs Beitritt nie zu Theil werden. Hierüber hätte sich

auch kein Krieg erhoben, daher ist es bloß französische Täuschung, wenn man das Elend, worunter Deutschland seufzt, oder vielmehr erliegt, auf Englands Subsidiengelder, durch welche sich Oesterreich so sehr hätte verblenden lassen, schieben will.

Seitdem der englische Handel sich durch alle Welttheile verbreitet und zu einer Höhe erhoben hat, die den Handel aller andern Reiche weit hinter sich läßt, ist die französische Eifersucht in gleichem Grade gestiegen, und da jetzt Napoleon Millionen Menschen genug hat, die er zur Ausführung seiner die Grenzen der Erde begreifenden Pläne aufopfern kann, so tobt in ihm die Unruhe, welche Ludwig XIV. schon zuweilen schlaflos machte, desto stärker, nämlich durch Eroberung der englischen Schätze und Seemacht zu allen Regenten der Erde das Wort reden zu können: Das will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Möchte doch von meinen lieben deutschen Mitbrüdern die schon in der Mitte des siebzehnten Seculums erschienene Schrift gelesen und erwogen werden: L'Europe Esclave, si l'Angleterre ne rompt pas ses fers. (Europa in Sclaverei, wenn nicht England seine Fesseln zerbricht.)

Preußen.

Dieser während Friedrich's des Einzigen sechsundvierzigjähriger Regierung zu einer der ersten Mächte Europa's herangewachsene Staat hat zwar seit dem Tod des großen Königs sich an Ländern und Kriegsvölkern beträchtlich vergrößert,[1]) dadurch

[1]) Friedrich der Große fügte Preußen Schlesien, einen Theil von Polen und das Fürstenthum Ostfriesland bei, so daß bei seinem Tode der preußische Staat durch ihn um 1325 Quadratmeilen und mehr als drei Millionen Einwohner gewachsen

aber, wie die heutige Erfahrung lehrt, an Ansehen und Nachdruck bei den übrigen Höfen in Europa nichts gewonnen. Im Jahre 1787, als König Friedrich Wilhelm II. wegen der in Holland vorgefallenen Unruhen und Beleidigungen des Prinzen von Oranien unter dem regierenden Herzog von Braunschweig ein Heer von neunzehntausend Mann dahin schickte, wurde die vorige Ordnung bald wieder hergestellt, und man schloß daraus, daß Friedrich's Geist auch nach seinem Hintritt noch auf den von ihm organisirten Kriegsschaaren ruhe.[1]) Allein die Feld-

---

war. Die Einkünfte des Staates waren von 12 Millionen auf 22 Millionen gestiegen, die Armee von 76,000 Mann auf 200,000 Mann.

[1]) Am 13. September 1787 rückte ein preußisches Heer von 84,000 Mann unter dem Oberbefehl Ferdinand's von Braunschweig in drei Colonnen über die Grenze. Nach sieben Tagen war die Expedition beendet und ganz Holland in der Gewalt der Preußen. Allgemein glaubte man, daß diese so wunderbar schnell und glücklich abgelaufene preußische Unternehmung von den nachhaltigsten Folgen sein müßte. „Der Statthalter," sagt Ségur, „kam wieder in Besitz seiner ganzen Macht, England gewann seine unbeschränkte Herrschaft über die Meere zurück, Preußen setzte Europa durch seine nachdrückliche Machtentfaltung in Erstaunen, und Frankreich war um alles Ansehen gebracht, welches dieses mächtige Reich seit uralten Zeiten genossen. In Holland folgte auf die wilde Gährung des Aufstandes eine traurige Ruhe des unumschränkten Despotismus während einiger Jahre." Doch war, wie die nächste Zukunft beweisen sollte, diese Auffassung der Begebenheiten eine sehr einseitige. Schon nach wenigen Jahren stand Frankreich mächtiger und gefürchteter da als jemals, während Preußen durch den leicht und schnell errungenen Erfolg über das Maß seiner wirklichen Kräfte verblendet wurde und die Widerstandsfähigkeit eines aufgeregten Volkes gegen ein wohlgeschultes Heer unterschätzen lernte, was ihm bald genug zum Verderben gereichen sollte. Friedrich Wilhelm II. wurde durch die Erfolge seiner Armee in so glückliche Stimmung versetzt, daß er, seinem natürlichen Hange zur ritterlichen Großmuth den besiegten Hollän-

züge 1792, 1793, 1794 fingen an, die Welt in dieser guten Meinung irre zu machen. Einzelne Kriegsverrichtungen enthielten wohl Merkmale der guten Taktik und altpreußischen Tapferkeit. Sie waren jedoch zu schwach, die großen Gedanken, welche durch ganz Europa dem preußischen Heere den Vorzug ertheilten, ganz aufrecht zu halten.“ Der in Basel 1795 zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossene Traktat [1]) öffnete dem Hause Brandenburg mehrere angenehme Aussichten und gewährte seinem Staat den wichtigsten Vortheil, im nachherigen ganzen Verlaufe des so

---

dern gegenüber sich hingebend, ohne irgend welchen Ersatz für die aufgewendeten Kosten zu fordern, das siegreiche Heer aus dem eroberten Lande zurückzog. Er versäumte sogar bei dieser Gelegenheit, für sein Volk irgend welche Handels- und Verkehrsvortheile sich auszubedingen, die man ihm ohne Weiteres in reichstem Maße bewilligt hätte. (Eberty V. 337—338.)

[1]) Im Oktober 1794 zogen die preußischen Truppen über den Rhein zurück und überließen das jenseitige Ufer den Franzosen, und bald darauf knüpfte die preußische Regierung mit Frankreich Unterhandlungen an, die am 8. April 1795 den Frieden von Basel herbeiführten. In diesem wurde nicht nur das linke Rheinufer nebst Holland den Feinden preisgegeben und der Rhein als „natürliche Grenze“ Frankreichs festgesetzt, sondern auch durch Aufstellung einer bewaffneten Demarkationslinie das nördliche für neutral erklärte Deutschland von dem südlichen, wo der Krieg fortdauerte, getrennt, und somit die Einheit des Reichs thatsächlich aufgelöst. In dem geheimen Artikel versprach Preußen überdies, die Franzosen in ihren Absichten auf Holland oder auf irgend ein anderes von ihnen besetztes Gebiet nicht zu hindern, wogegen Frankreich dem Könige für den Fall, daß es seine Grenzen bleibend bis an den Rhein ausdehne, eine Entschädigung garantirte. Spanien und die deutschen Reichsländer, die wie Hannover, Hessen, Braunschweig, Preußens Hilfe und Vermittlung angerufen, traten dem Frieden bei. Ein großer Theil von Europa schien also unter die französische Republik gebeugt. Möge niemals wieder der Mangel an wahrhaft deutscher Gesinnung bei Fürsten und Völkern uns in solche Zustände zurückführen, wo ein Friede wie der zu Basel geschlossen werden konnte.

vielen deutschen Ländern höchstverderblichen Kriegs der Früchte zu genießen, welche nur das Himmelskind, der Friede, auszuspenden pflegt. Indessen konnte doch Friedrich Wilhelm nicht hindern, daß die mit ihm ausgesöhnte französische Republik noch im selbigen Jahre die Regierung in Holland umwälzte und dem Hause Oranien, an welches zwei königlich preußische Prinzessinnen vermählt waren, die oberste Stelle in den vereinigten Niederlanden entriß. Noch lagen die Gründe, welche den König acht Jahre zuvor bestimmten, sich in die holländischen Angelegenheiten zu mengen, in der Mitte. Ja sie mußten weit stärker werden, wenn man erwog, daß eine Nation, die kürzlich erst ihren König und ihre Königin nebst der Schwester des Ersteren auf das Schaffot lieferte, einen Fürsten Europas nach dem andern seiner Hoheit zu berauben und den Geist des Aufruhrs durch alle Länder zu verbreiten den tollkühnen Entschluß gefaßt habe. Friedrich Wilhelm, durch diese und noch weit stärkere Beweggründe ungerührt, sah gelassen zu, daß die Franzosen in Vereinigung mit den sogenannten Holländischen Patrioten auf den Prinzen von Oranien und sein Haus losstürmten, ihn der Statthalterschaft, seine Söhne ihrer Ehrenstellen bei der Armee entsetzten, und mit Leibes- und Lebensgefahr, wenn er der Gefangenschaft entgehen wollte, den Prinzen nöthigten, über das Eis in englische Schiffe zu flüchten. Obgleich die Franzosen mitten im Winter (durch die Verrätherei einer Spinne geleitet), und von gefrornen Flüssen und Canälen begünstigt, unter Pichegrü in Holland eingedrungen waren, so würde dies doch, wenn Friedrich Wilhelm Ernst gebrauchen wollte, seinen Arm zum Beistand des Hauses Oranien nicht verkürzt haben. Der ruhige Besitz von dem an Geld, Geschütz, Getreide und allen andern Bedürfnissen damals überfließenden Holland gewährte Frankreich einen weiten Spielraum für seine künftigen Unternehmungen, und man darf ohne Verletzung der Wahrheit betheuern, daß Hollands Eroberung dem wankenden französischen Staat ganz auf die Beine geholfen.

Erschrockenheit und verzagter Muth lagen nicht in König Friedrich Wilhelm's Charakter. So sehr auch die vorigen Feldzüge die preußische Schatzkammer gelichtet hatten, konnte man doch nicht sagen, daß Preußen dadurch in völlige Unthätigkeit gesetzt worden. Wo finden wir also den ersten Ruhepunkt für eine Vermuthung? Vielleicht fühlte sich der König, der 1797 das Zeitliche verließ, damals schon in kritischen Gesundsheitsumständen. Das ist es, was ihn entschuldigen dürfte, doch bleibt es eine schwere Aufgabe, das Betragen des preußischen Kabinets bei dem bedauernswürdigen Schicksal eines dem Könige allernächst verwandten Hauses und Hollands, an die königlichen Provinzen anstoßend, zu rechtfertigen. Als der jetzige König den Thron bestieg, war er um ein Jahr jünger als Fridrich II. bei seinem Regierungsantritt. Ganz Europa richtete das Auge auf einen Monarchen, dessen blühendes Alter und lebhaftes Blut die größte Thätigkeit im Kabinet, und der durch sein gerüstetes Heer Schrecken der Feinde erwarten ließ.[1]) Allein Friedrich Wilhelm III.

---

[1]) Als Friedrich der Große starb, war Friedrich Wilhelm sechzehn Jahre alt. Mirabeau (Histoire secrète de la cour de Berlin p. 159) schildert den Charakter des Prinzen folgendermaßen: „Alles an ihm läßt ein gutes Gemüth erkennen; doch hat er nichts Einnehmendes in seinem Wesen. Er ist linkisch, aber selbstständig, oft unhöflich, aber stets wahrheitsliebend. Vor allen Dingen will er das Warum? wissen. Hart und zähe bis zur Unbändigkeit, ist er doch wieder gefühlvoll und zu warmer Anhänglichkeit fähig. Er versteht schon zu achten, wie zu verachten. Gegen seinen Vater hegt er ein Gefühl der Abneigung, ja beinahe des Haßes, das zu verbergen er sich keine Mühe gibt. Für Friedrich den Großen trägt er eine fast anbetende Verehrung absichtlich zur Schau.“ Friedrich Wilhelm III. zierten nur die Tugenden eines musterhaften bürgerlichen Hausvaters: strenge Rechtlichkeit, und Wahrheitsliebe, Sittenreinheit und Pflichttreue. Ein fernerer hervorstechender Charakterzug des Königs war seine Aengstlichkeit oder Bedachtsamkeit; „er vermied jeden entscheidenden Schritt und strebte in den erschütternden Kämpfen einer tief bewegten Zeit

hielt sich an das erste, und war daher unbeweglich, als verschiedene Mächte im Jahre 1799 seinen Beitritt zur Verbindung mit Oesterreich und Rußland ernstlich suchten. Die Ruhe, worin sich der preußische Hof zu halten für gut fand, war den französischen Waffen sehr große Förderung. Diese Verdienste um Frankreich erhielten im Frieden von Lüneville Beweise der Erkenntlichkeit, leider jedoch nicht auf französischem, sondern deutschem Grund und Boden. Preußens Kaltsinn gegen Oesterreich wäre einigermaßen zu entschuldigen. Man weiß, welche Beschimpfungen nach dem Baseler Frieden in den heftigsten Pasquillen oder Schmähschriften gegen den preußischen Hof zu Wien ausgestoßen wurden. In dieser Kaiserstadt wetteiferte jeder, wer es dem Andern in Lästerung des Königs von Preußen zuvorthun könne. Ausdrücke, deren sich wohlgezogene Gassenjungen zu schämen haben, schienen manchem dieser feinen Schriftsteller viel zu glimpflich für ihren Gegenstand. Um in dieser Arbeit nichts Gemeines zu liefern, waren sie in Erfindung von Schimpfnamen

---

seinen Staat neutral zu erhalten. Er selbst war wie seine Umgebung mittelmäßig, scheute jedes überlegene Talent, und ließ sich von Männern leiten, die seiner unwürdig waren." Der Jubel, mit dem seine Thronbesteigung im ganzen Lande begrüßt wurde, war ein außerordentlicher. Man glaubte das Wehen einer reineren sittlichen Luft zu fühlen, vor deren Hauch der liederliche und heuchlerisch fromme Troß der Lichtenau'schen Maitressenwirthschaft verschwinden müßte. Und hierin hatte man sich auch nicht ganz getäuscht: denn dem Luxus und den Ausschweifungen des Hofes wurde gleich ein Ende gemacht und Wöllner, der Urheber des hochkirchlichen Religionsedikts, der durch Ueberwachung, Gewissenszwang und theologische Censur die Hoforthodoxie im ganzen Lande zu verbreiten bemüht war, verbannt. Dagegen blieb die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten nach wie vor in den Händen jener Männer ohne Ehrgefühl und Vaterlandsliebe, eines Lucchesini Haugwitz, Lombard, derselben Intriguanten, welche den vorigen König irre geleitet hatten.

überſinnreich, und geraume Zeit gewährten dergleichen Aufſätze dem Publikum die beluſtigendſte Unterhaltung. Dieſe unſaubern Vögel verflogen ſich auch nach Berlin. Dort rächte man ſich an dem Unglimpf theils mit Verachtung, theils durch wohlgeſalzene ſchriftliche Antworten. Wie es nun zu ſein pflegt. Obſchon der Wiener und Berliner Hof in jener Zeit ſich nicht feindſelig behandelten, ſo war doch dem König von Preußen der heftige Groll, welchen man ſeit dem Baſeler Frieden in Wien gegen ihn hegte, nicht gleichgültig. Beide Höfe ſahen ſich mit ſtarren Augen an. Daher ließ Preußen die Oeſterreicher ihre Fehde allein verfechten, gewiß mit dem geheimen Wunſch, dieſe Nachbarn, welche eben nicht die freundſchaftlichſten Geſinnungen hatten, beſchränkter zu wiſſen. Sieht man auf die Folgen dieſer Kaltblütigkeit, ſo ſind ſie Oeſterreich weniger als dem übrigen Theil des deutſchen Reichs nachtheilig geweſen. Was der letzte Friede von Lüneville dem deutſchen Boden auf dem linken Rheinufer entriß, hätte nach aller Wahrſcheinlichkeit durch Preußens Macht können erhalten werden. Hier waren die meiſten Länder von vier Kurfürſtenthümern außer mehreren freien Reichsſtädten und kleinen Herrſchaften gelegen. Von der Freundſchaft der Erzbiſchöfe zu Mainz, Trier und Köln, welches letztere ohnehin einen Prinzen aus dem Hauſe Oeſterreich zum Regenten hatte, konnte wohl ein König von Preußen bei der bekannten Anhänglichkeit dieſer geiſtlichen Fürſten an den Wiener Hof ſich nichts Sonderliches verſprechen. Man darf nur die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges darüber nachſchlagen. Seitdem jedoch die mit Religionshaß unzertrennlich verknüpften Vorurtheile durch aufgeklärtere Einſichten dahin ſchwanden, ging auch an den Höfen der geiſtlichen Kurfürſten eine Veränderung politiſcher Grundſätze vor. Daher trug ſelbſt des heiligen römiſchen Reichs Erzkanzler, der letzte Kurfürſt von Mainz, kein Bedenken, dem von Friedrich II. in Gang gebrachten Fürſtenbund beizutreten, ein Schritt, über welchen Kaiſer Joſef viel Empfindlichkeit blicken ließ, beſonders weil

eben dieser Monarch durch die Besitznahme von Niederbayern im Jahre 1778 die Aufmerksamkeit der ersten deutschen Fürsten zu Vorsichtsmaßregeln gereizt hatte. Nach dem Tode Friedrich's II. löste sich der Fürstenbund auf, indem Friedrich Wilhelm II. mehr Ergebenheit für Oesterreich als sein großer Oheim hegte, oder vielmehr weil jeder der vier Kriege wider die österreichische Macht, glücklich zu Ende geführt, seinen Thron so befestigt hinterließ, daß man sobald keinen neuen Angriff des Wiener Hofes zu besorgen hatte.[1]) Wie sehr aber Deutschlands Erhaltung und die Rettung seiner Mitstände Friedrich am Herzen lag, ist aus dem Teschner Frieden für alle Zeiten erwiesen. Diesem König müssen Bayerns Fürsten ewigen Dank zollen, denn durch seine nachdrucksvolle Unterstützung blieben sie im Besitze der ihrem Hause angestammten Länder. Saß Fried-

---

[1]) Die Stiftung des Fürstenbundes, welchen Friedrich der Große als das richtige Mittel erkannt hatte, um auf friedlichem Wege nicht nur das Ansehen Preußens innerhalb Deutschlands, sondern auch die Rechtssicherheit und Achtung vor dem Rechte zu erhöhen, nahm nicht die Entwickelung, die man gehofft hatte. Zwar legte der später so berühmt gewordene Freiherr von Stein, damals noch ein sehr junger Mann, eine glänzende Probe von seinen Fähigkeiten ab, indem er den Kurfürsten von Mainz, trotz der eifrigsten Gegenbemühungen Oesterreichs, zum Beitritt bewog; auch traten Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz bei, und der junge Karl August von Weimar ließ sich keine Mühe verdrießen, sondern reiste mit solchem Eifer werbend und vermittelnd an den einzelnen Höfen umher, daß man ihn den Courier des Deutschen Fürstenbundes nannte, — allein nachdem die dringende Gefahr einer Einverleibung Bayerns durch Oesterreich (Josef II. hatte den Plan, die österreichischen Niederlande gegen Bayern einzutauschen, wozu sich Kurfürst Karl Theodor, welcher ohne legitime Erben war, bereit fand) für den Augenblick verschwunden war, erkaltete das Interesse überall, und die kleinen Fürsten, welche, ohne allen Patriotismus, nur nach selbstständiger, unumschränkter Macht strebten, zogen sich nach und nach schmollend zurück. (Vergl. Eberty V. 329.)

rich stille, so war Bayern ohne Rettung verloren. In Wien wurde daher sein Name nur desto verhaßter. Man gab ihm spottweise den Titel eines Dictators im römischen Reich; eines solchen nämlich, der sich dem Kaiser an die Seite setzen und in der Reichsstaatsverwaltung dem Oberhaupt in sein Amt greifen wolle. Was ihm hier an seinem durch den letzten bayerischen Erbfolgekrieg neuerworbenen Ruhm entging, erntete dieser Monarch bei dem übrigen unparteiischen Theil der Welt auf das Reichlichste, und die Geschichte wird immer bezeugen, daß er durch Bayerns Erhaltung bei dessen Fürstenhaus den großen Thaten seiner vielen Feldzüge die Krone aufgesetzt hat. Wer hätte nun vermuthen sollen, daß Friedrich Wilhelm, Vater und Sohn, den Pfad ihres großen Vorgängers einmal verlassen und nicht mit aller Macht die Zerstückelung des Reichs abzuwenden versuchen würden? Jede Uebermacht, sei sie in Frankreichs oder Oesterreichs Händen, ist gefährlich. Der österreichischen arbeitete Friedrich II. mit allem Eifer entgegen. Warum thaten seine Thronfolger nicht dasselbe gegen Frankreich? Antwortet man: „Das litten die Verbindungen nicht; dadurch würde Preußens Vergrößerung und Arrondirung verloren haben; Oesterreich würde sodann nicht gedemüthigt, noch dem König von Preußen der Besitz Schlesiens so gewiß versichert worden sein, als jetzt, da Oesterreich ohne sich neuen Gefahren auszusetzen, gar nicht an Wiedereroberung dieses souveränen Herzogthums denken darf; die braunschweig-lüneburgischen Lande, ein so beträchtlicher Zuwachs der preußischen Staaten, würden nie einen Ergänzungstheil ausmachen; der Krieg hätte unendliche Summen verzehret, und doch ist das Glück nie unwandelbarer, als im Spiele des Mars; der Klugheit war's also gemäß, das Gewisse dem Ungewissen vorzuziehen, sich folglich stille zu verhalten und im Trüben zu fischen." Laßt uns sehen, ob diese Gründe die Mißgriffe des preußischen Kabinets zu bedecken im Stande sind. Einmal ist doch richtig, daß durch Preußens Unthätigkeit, ja

durch sie allein der große Plan ausgeführt worden, mit dem Ludwig XIV. lange Zeit sich niederlegte und aufstand, nämlich den Rhein zur Grenze seines Reichs zu machen. Die französischen Gewalthaber, durch das Glück ihrer Waffen unterstützt, blieben diesem Plan getreu und führten ihn, ohne weitere Hindernisse bekämpfen zu müssen, glücklich aus.

Das hart mitgenommene Reich seufzte nur nach Frieden. Oesterreich hatte den besten Theil seiner Kriegsschaaren verloren, und den Feind zum zweitenmal in seinen Erbstaaten gesehen. Kein Fürst in Deutschland konnte der französischen Macht nur eine Stunde lang, ohne sich in's Verderben zu stürzen, die Spitze bieten. Unter solchen für Deutschland höchst nachtheiligen Umständen am Frieden arbeiten und ihn schließen, mußte das nicht das Verderben des Reichs herbeiführen? Preußen hätte wohl dieses zur Entschuldigung, daß es erstlich auf König Friedrich Wilhelm II. sich berufen kann, der zur Herstellung des Friedens zwischen Oesterreich und Frankreich seine (gute Dienste) Vermittlung schon 1795 anbot, die aber vom kaiserlichen Hofe weit von der Hand gewiesen worden. Zweitens kann es anführen, daß das deutsche Reich nicht an eines seiner Glieder, sondern von seinem Oberhaupt den Schutz fordern müsse, wobei es noch drittens dieses zum Vorwand hat, daß die Festung Mainz durch seine Völker wieder an's Reich gebracht, von den Oesterreichern aber an die Franzosen übergeben worden. Gründe, die ihr Gewicht hätten, wenn von Verlust, den das Haus Oesterreich allein trifft, die Rede wäre. Hier ist nun ein ganz anderer Fall, den man aber gewaltig zu verdrehen sucht. Scheelsüchtige Politiker und elende Träumer wollen nämlich ihren deutschen Brüdern die neue Ordnung der Dinge als eine neue Grundfeste des deutschen Reiches vorspiegeln und den Verlust der Länder am linken Rheinufer darüber in Vergessenheit bringen. Verloren ist aber jede Mühe, die sie sich deßwegen geben. Können schon Beispiele der Regel nach nur erläutern, nicht beweisen, so sei uns

doch erlaubt, für beide Fälle eins anzuführen. Wir ſetzen, der König von Preußen hätte Schleſien nie beherrſcht, oder er müßte es abtreten, würde ſeine Macht noch eben dieſelbe ſein oder bleiben, wie bis zu dieſer Stunde? Man erwidere nicht hierauf, das treffe nur bei Preußen, nicht aber bei den vormaligen Ständen am linken Rheinufer zu; bei dieſen einzelnen Staaten ſei die Macht getheilt, folglich nicht von Bedeutung, in ſo fern alſo entbehrlich, oder zur Reichsvertheidigung von keinem Belange geweſen. Ganz recht! Jetzt alſo, da dieſe vormals deutſchen Länder unter einem einzigen Oberhaupt ſtehen und nicht wie vorhin getrennte Fürſtenthümer ausmachen, jetzt, da der kriegeriſche Napoleon über mehr als vier Millionen unlängſt noch deutſcher Bürger und Einwohner unumſchränkt gebietet, iſt die franzöſiſche Macht mit achtzigtauſend braven Soldaten deutſcher Nation verſtärkt, deren Beruf ſie auffordert, bei jedem Wink aus Paris Gefahr und Verderben über Deutſchland verbreiten zu helfen. Wobei man noch bemerken muß, daß dieſe unter Frankreichs Scepter gebornen Deutſchen, ſo lange für ſie in ihrem Vaterlande Etwas zu holen iſt, an keine Deſertion denken dürfen. Ein Vorzug, deſſen ſich kein preußiſches oder öſterreichiſches Heer rühmen kann. Welche neue Ordnung der Dinge (man vergebe dieſen entlehnten Ausdruck) wird nun den Verluſt des linken Rheinufers erſetzen, und wann wird dieſe von unberufenen Köpfen entworfene Ordnung der Dinge zur Wirklichkeit kommen? — Deutſchland, welches vorhin aus allen ſeinen Kreiſen viele und vortreffliche Soldaten dem preußiſchen Heer lieferte, hätte aus dieſem Geſichtspunkt dem König von Preußen höchſt wichtig ſein und ihm die Integrität des Reichs ſehr nahe liegen ſollen. Nunmehr iſt nicht allein das linke Rheinufer für die preußiſche Werbung verloren, ſondern der ſchwäbiſche und fränkiſche Kreis bleiben derſelben nicht minder verſchloſſen. Vielleicht hält ſich die Krone Preußen dafür mit hannöver'ſchen Mannſchaften ſchadlos? Aber iſt denn der Beſitz Hannovers ſchon unumſtößlich? Und wenn

auch, so mußten ja andere Länder dagegen abgetreten werden; Länder, die, seit gerauner Zeit von Kriegslasten verschont, einen großen Theil ihrer Einwohner in blühendem Wohlstand sahen und jetzt dem unglücklichen Schicksal der braunschweig-lüneburgischen Staaten unterworfen sind. Rein ausgeleert, Städter und Landmann in tiefster Armuth, die schönsten Wälder verheert und ihrer Zierde, des stolzen Hirsches, so wie Marstall und Dorf der edelsten Pferde beraubt, die königlichen Paläste bis auf den Nagel an der Wand geplündert, überläßt Napoleon's Freigebigkeit das deutsche Eigenthum Georg's III. einem der nächsten Verwandten des königlich großbritannischen Hauses, und dieser seinem französischen Wohlthäter verbundene Fürst gibt Englands Freundschaft auf, um sich von Frankreich desto enger umfassen zu lassen.[1]) Möchten doch die Manen Friedrich's des Großen seinen zweiten Thronfolger umschwebt haben, als er die Fürstenthümer Ansbach und Cleve nicht der Nothwendigkeit der Lage, nicht der wahren Staatsklugheit, nein, dem Willen eines unbändigen Eroberers zum Opfer brachte, als er die ehrenvollen Bande des Bluts

---

[1]) Am 27. Januar 1806 wurde bekannt gemacht, daß Preußen unter der Zustimmung Napoleon's das Kurfürstenthum Hannover bis zur Abschließung des allgemeinen Friedens „in Verwahrung und Administration" genommen, und wenige Tage darauf rückten Preußische Truppen in's Land. Natürlich konnte sich England dies nicht ruhig gefallen lassen; Georg III. erklärte, daß nichts in der Welt ihn bewegen würde, auf seine Erblande zu verzichten, und am 20. April wurde in einem Manifest das Verfahren des Königs von Preußen als Verletzung der heiligsten Grundsätze der Ehre und Redlichkeit bezeichnet, auf denen die Sicherheit jeder bürgerlichen Gesellschaft beruhe. Hierauf erklärte Preußen England den Krieg (11. Juni 1806), einen Krieg, den es, wie Häußer treffend bemerkt, „nicht führen konnte, den es nur zu leiden hatte," durch Wegnahme vieler Hunderte Preußischer Kauffahrteischiffe, wodurch dem Preußischen Handel und der Gewerbthätigkeit des Landes eine tödtliche Wunde geschlagen wurde.

mit einem der ersten Fürstenhäuser der Erde zerriß und sich jenem Thronbesitzer in die Arme warf, der aller Throne der Welt, nur nicht seiner eigenen Feind ist.

Wer der Wahrheit in's Angesicht widersprechen will, der entbinde das preußische Kabinet von dem Vorwurf, daß selbiges zur tiefen Erniedrigung Deutschlands durch sein Benehmen im vorigen Kriege, wie im letzten, sehr viel beigetragen; der zeige uns Gründe, daß Friedrich Wilhelm III. die jetzigen Zeitumstände als ein Weiser benutzt habe; der belehre die Welt, daß Napoleon's Siege bei Ulm und Austerlitz den ruhig sitzenden König von Preußen nichts angegangen; der sage uns, ob je eine unerhörtere Verletzung des Völkerrechts sich zu erlauben sei, als diese: daß ein Fürst die Lande eines andern, der mit ihm in tiefstem Frieden lebt, in Besitz nimmt, bloß weil es sich mit dem Plan seines Feindes am besten reimt; der überführe uns endlich: daß Preußen nicht allenthalben Schwäche über Schwäche verrieth, da es sich einen beträchtlichen Theil seiner Stammländer in Franken, das reiche, gesegnete Markgrafthum Onolzbach, von Napoleon abtrotzen ließ, ein Land, dessen ungestörte Vereinigung mit der Kurmark Brandenburg Friedrich II. im Teschner Frieden feierlichst versichert worden, und dessen Hauptstadt unlängst noch für sich, wie für alle übrigen Einwohner die ausgezeichnetsten Beweise treuer, unerschütterlicher Anhänglichkeit an das königliche Kurhaus Brandenburg ablegte. Friedrich Wilhelm bezeugte hierüber sein Wohlgefallen und Dankgefühl in einem erlassenen Kabinetschreiben, worin er der Stadt Ansbach zugleich seine Huld zu erkennen gegeben. Und was erfolgte unmittelbar hernach. Bernadotte führt seine Völker in dieses bisher von Kriegslasten verschonte Land, damit auch dieser noch des Wohlstandes genießende Winkel von Deutschland nicht übersehen, sondern, wie alle andern, die Frankreichs Heere trugen, bis auf's Knochenmark ausgesogen werde. Welcher Landesvater kann bei dem sichtbaren Untergang seiner treuen Unterthanen unempfindlicher sein,

als der König von Preußen?[1]) Wem können die Rechte der Menschheit weniger gelten, als eben diesem Monarchen? Wer hat den Schlüssel zu allen deutschen Provinzen dem übermüthigen Napoleon in die Hände geliefert? Rede du, heilige Wahrheit! Ist's nicht Friedrich Wilhelm III.? Jedesmal, wenn die Franzosen für ihre Eroberungsucht einen Anstrich nöthig zu haben vermeinten, wurde von ihnen die polnische Theilung zur Hülfe genommen. Diese verrufene Zerstückelung eines großen Königs-

---

[1]) Um seinen Weg an die Donau abzukürzen, marschirte ein französisches Corps unter Bernadotte ohne Rücksicht auf Preußens Neutralität durch Ansbach. Der König war, als er die Nachricht davon erhielt, in grenzenlosen Zorn gerathen und Jedermann war überzeugt, daß er sogleich mit Frankreich brechen werde. Er erklärte dem französischen Kaiser in einer feindlich abgefaßten Note, daß er Maßregeln zur Sicherheit seiner Unterthanen nehmen müsse. Er gestattete den Russen, gegen welche er vorher hunderttausend Mann aufgestellt hatte, den Marsch durch Schlesien und Lauenburg. Er erneuerte mit Kaiser Alexander, welcher auf die Nachricht von der veränderten Stimmung Friedrich Wilhelm's selbst nach Berlin eilte, den 1802 in Memel geschlossenen Freundschaftsbund und schloß mit Rußland und Oesterreich einen geheimen Vertrag, der ihm die Pflicht auferlegte, eine bewaffnete Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten zu übernehmen, und, wenn Napoleon die ihm zu stellenden Forderungen nicht gewähre, Frankreich den Krieg zu erklären. Unmittelbar nach Unterzeichnung dieses Vertrages verlangte der schwärmerische Czar, daß man denselben noch am Sarge Friedrich's des Großen bekräftigen möge. Bei Fackelschein wurde am Abend des 3. November die Gruft des größten Monarchen zu Potsdam geöffnet, und beide Fürsten umarmten sich unter rührenden Betheuerungen gegenseitiger Hülfeleistung und ewiger Freundschaft. — Hiernach schien der Bruch zwischen Preußen und Frankreich unausbleiblich; es ging aber auch jetzt wieder wie früher: Friedrich Wilhelm machte, nachdem er der Coalition einen Schritt entgegen gegangen war, erschrocken zwei Schritte rückwärts. Er ließ die Russen allein im Kampfe mit Napoleon sich verbluten. (Vgl. Schlosser XVIII. 92.)

reichs ist in Napoleon's eiserner Faust der Codex, aus welchem er die Rechtmäßigkeit seiner Eroberungen, sollten sie auch bis nach Hindostan gehen, überzeugend darlegt. Jetzt scheint es, als wäre dieselbe Theilung von einer andern Seite ins Gesicht gefaßt und gar zum Muster angenommen worden. Italien und Deutschland können uns darüber belehren. Napoleon nimmt und gibt Länder, wie gerade seine Laune gestimmt ist. Kurz, er handelt wie der Gott dieser Welt. Heute fällt ihm ein, der Reichskurfürsten seien zu wenig, und er schafft sogleich vier neue. Er will ein Königreich stiften. Toscana taugt ihm dazu. Deutschland hat nur einen Kaiser, aber keine Könige. Napoleon weiß den Abgang gleich zu ersetzen. Er braucht einen Fürstenstuhl für den Kurfürsten von Salzburg. Napoleon's schöpferischer Geist weiß auf der Stelle Rath dazu. Das vormalige Hochstift Würzburg, undankbar für die letzte bayerische Regierung, sehnt sich ohnehin nach einem andern Herrn. Was sagt hier die Klugheit? Man überläßt diese unartigen Franken einem andern Fürsten. So wird Napoleon Wohlthäter an einem kaiserlich österreichischen (von ihm seiner Länder beraubten) Prinzen, und zugleich an jenen, die er vor wenigen Jahren dem bayerischen Scepter unterworfen hatte. Weil aber die Fürsten, wenn ihnen etwas entzogen wird, eben so sauer drein sehen, als der arme Landmann, dem der Soldat das Brod aus dem Kasten nimmt, so wollte Napoleon seinen nahen Verwandten in Bayern nicht in ähnliche Versuchung führen, sondern er nahm mit Vergnügen die Sorge über sich, den König Maximilian durch ein anderes Stück von Gottes Erdboden in Deutschland schadlos zu halten. Das Fürstenthum Ansbach, an Bayerns Grenze gelegen, von wohlhabenden und fleißigen Einwohnern bewohnt, lange vom Krieg verschont, mit Wein und Getreide versehen, zog Napoleon's Adlerblick auf sich. Freilich dem König von Preußen zuständig, doch das thut nichts zur Sache. Was ist dem ersten Kaiser der Franzosen unmöglich, nachdem er einen römischen Kaiser zu

Grunde gerichtet und die Armee eines Selbstbeherrschers aller Reußen nach Haus zu gehen genöthiget? Vielleicht wollte Friedrich Wilhelm III. beide Kaiser nur deßwegen vom Spiel abtreten lassen, um das Schach allein mit Napoleon auszumachen? Du irrst, lieber Leser, keines von beiden. Schon hat dieser Letzte sich's zum Sprüchwort gemacht: Zweimalhunterttausend Preußen sind eben so viel Vögel. Hunterttausend derselben fange ich, und hunderttausend fliegen davon. Napoleon, mit der Schwäche des preußischen Adlers bekannt, durfte ohne alles Bedenken verlangen, daß Ansbach ihm abgetreten wurde. Abschläglich konnte die Antwort nie ausfallen. Eben das gilt auch von Cleve. Neugebackene Fürsten pflegen in ihrem Vaterlande meistentheils in geringer Achtung zu stehen. Ein solcher aber ist der Herr Schwager Sr. kaiserlich französischen Majestät. Für diesen mußte dann auswärts ein Land ausgemittelt werden. Nirgends konnte man diese Absicht leichter erreichen, als in Deutschland. Napoleon durfte nur anklopfen, so ging für Mürat die Thüre auf. Friedrich Wilhelm öffnete sie, und nun erhebt sich ein neuer herzoglicher Hof am rechten Rheinufer, dessen Wachsthum mit Preußens Verkleinerung parallel geht.[1]) Für Deutschlands tiefe Erniedrigung ein bejammernswürdiger Beweis, man betrachte ihn von Mürat's oder Napoleon's

---

[1]) Nachdem Preußen im Februar 1806 Cleve und Wesel an Napoleon hatte abtreten müssen, wurden dieselben mit dem von Bayern eingetauschten Herzogthum Berg vereinigt und im März als Großherzogthum Berg dem Schwager des Kaisers, Joachim Mürat, geschenkt. Dieser blieb, da er die Würde eines Groß-Admirals von Frankreich erblich erhielt, Franzose. Seine Unterthanen hatten aber doch wenigstens einen Vortheil, daß sie von dem Drucke des römischen und deutschen Rechts befreit und, ohne eine Ablösungssumme bezahlen zu müssen, der Feudal-Lasten entledigt wurden. Auch schaffte der Franzose nicht, wie die neuen Könige von Bayern und Württemberg, die Stände des Landes ab.

oder Friedrich Wilhelm's Seite. Als vor sieben Monaten alle öffentlichen Blätter ein mobilgemachtes preußisches Heer und dessen angetretenen Marsch verkündigten, glaubte Europa im preußischen Kabinet die Wagschale zu sehen, auf welcher Germaniens Loos abgewogen werden sollte. Schon verehrten unzählige Deutsche den König von Preußen in der Stille, als den Retter der Freiheit ihres Vaterlandes und Hersteller des politischen Gleichgewichts, welches seit dem Lüneviller Frieden sich ganz auf Frankreich hinneigte. Schon hörte man hunderttausend preußische Krieger an der schlesischen, und eben so viel an der bayrischen Grenze, ein Machtwort sprechen, für welches Napoleon wenn er nicht seine ganze bei Austerlitz sehr geschwächte Armee preußisch-russisch- und österreichischer Discretion überlassen wollte, nothwendig Achtung haben mußte. Schon war Friedrich Wilhelm dem Anschein nach an dem Ziel, Schiedsrichter zwischen drei Kaisern und zwei Königen zu sein. Schon blühte ihm der Name des Großen und Unvergeßlichen in den Annalen der wichtigsten Weltbegebenheiten. Die Ankunft des Grafen von Haugwitz in Wien berechtigte zu den größten Erwartungen. Das Mindeste, was man sich versprach, war die gewisse Darstellung Preußens als einer vermittelnden Macht zwischen Oesterreich und Frankreich. Allein dieser Minister, ganz von Napoleon gewonnen, verläßt den Ort seines Aufenthalts, ohne der Welt ein Zeichen von der Absicht und Wirkung seiner Sendung gegeben zu haben. Es müßte denn sein, wie sich's jetzt leider ansehen läßt, daß er wegen Hannover, Hamburg, Lübeck, daselbst nochmals Abrede mit Deutschlands Unterdrücker gepflogen, oder zu dessen letzteren Siegen ihm das Glückwunschcompliment gemacht hätte.

Der kostbare Augenblick war erschienen, in welchem die Krone Preußen die glücklichste Revolution bewirken, Frankreichs Uebermacht in engere Grenzen einschließen, Europa den Frieden geben, der unter Friedrich II. den französischen Heeren so furchtbar ge-

wesenen Tapferkeit der Deutschen ihren vorigen Glanz wieder verschaffen, Beglückerin der Welt im eigentlichsten Verstande heißen, alle Reichsstände, das kaiserlich-österreichische Haus selbst sich auf lange Zeiten verbinden und, damit wir Alles sagen, Segnungen der ganzen Menschheit sich zu eigen machen konnte. Noch am Ende des verwichenen Jahres würden Deutschlands Verheerungen durch Napoleon's raubgierige Schaaren ihr Ziel erreicht haben, Mann und Roß der Franzosen, die noch wie Heuschreckenschwärme auf Deutschlands Fluren mitten in einem sogenannten Frieden Korn und Halm auffressen, schön in ihre Heimath zurückgewiesen worden, und unser seit 1792 von Freund und Feind bedrängtes Vaterland endlich zur Ruhe gekommen sein. Doch alle diese Vortheile, von dem scharfsichtigten Hardenberg, Herzberg's würdigem Nachfolger, allein beherzigt, machten auf Friedrich Wilhelm und seinen Haugwiz so wenig Eindruck, daß der König mit zweimalhundertundfünfzigtausend Mann, denen noch sechzigtausend brave Sachsen und Hessen zur Seite treten konnten, nicht einmal einen Versuch wagte, Deutschland vor den Ketten Napoleon's, des Unersättlichen, sich selbst aber vor Subordination zu sichern. Sollte es einst zwischen dem Pariser und Berliner Hof zum Bruch kommen, auf wessen Beistand darf wohl dieser alsdann Rechnung machen?[1]) Vielleicht auf Oesterreichs, Rußlands, Schwedens, Englands? Dazu aber soll's ja nicht kommen! Man denke. Fehlt es etwa an Beweisen, daß Napoleon alle Reiche Europa's von sich abhängig zu machen fest entschlossen sei? Mit welcher Verachtung spricht er jetzt von Oesterreichs Macht? Wie niedrig behandelt er Rußland und seinen Alexander nach der Schlacht bei Auster-

---

[1]) Und es kam nur zu bald zum Bruche. Am 14. Oktober 1806 fand die große Doppelschlacht von Jena und Auerstädt statt, welche die Macht Preußens zertrümmerte und über das Schicksal der Länder zwischen Rhein und Elbe entschied.

litz? Wie laut sagt er, daß die englische Regierung abgeändert, das ist, nach seinem Sinn eingerichtet werden muß? Läßt er nicht die Pforte stehen oder fallen, wie es ihm gut dünkt? Sind nicht die von ihm neugeschaffenen Könige seine Vasallen, denen er jetzt noch jene Verbindlichkeiten gegen sich auflegt, die bekanntlich in vorigen Zeiten nur dem Feudalsystem angehörten, indem der Vassall dem Lehensherrn mit seinem Beistande, so oft es verlangt wurde, gegenwärtig sein mußte? Bisher behauptete das Berliner Kabinet fast unter allen den ersten Rang. Seine Schritte zogen allgemeine Bewunderung nach sich, und man hielt den preußischen Staat unter einer so weisen Leitung für beneidenswürdig. Dabei konnte man dem Gedanken nicht ausweichen, Preußen werde durch seine von hinreichender Macht unterstützte Vorsicht Deutschland in Ruhe zu erhalten und vor jeder auswärtigen Gewalt zu schützen wissen. Bot sich doch die schönste Gelegenheit dazu an, als mehrere Höfe in Süddeutschland mit dem von Berlin noch vor Ausbruch der letzten Unruhen in Verbindung traten, oder eigentlicher zu reden, sich dessen Schutz anvertrauen wollten. Friedrich Wilhelm, anstatt ihnen die Hand zu bieten, lehnt ihren Antrag ab und nöthigt sie in der kritischen Lage, die aus Ost und West mit schwarzen Ungewittern drohte, wie jene Tauben zu handeln, die den Geier wider ihren Erbfeind, den Stoßvogel, zu Hülfe riefen; leider aber auch dasselbe Schicksal erfuhren. Wer sich davon gänzlich überzeugen will, der gehe nach Bayern, dort wird er die französischen Geier im Taubenschlag sitzen und die beschützten Tauben verzehren sehen? Doch, hat nicht die Holländer, die Schweizer und so viele andere unter Napoleon's Fittigeln das nämliche Schicksal betroffen? So theuer als dieser hätte sich selbst ein Tamerlan und Attila den Schutz nicht bezahlen lassen. Weine laut auf, edler, biederer Deutscher, dessen ruhige Hütte von den edlen Fürsten ungeschützt, den Heeren des allgemeinen Friedensstörers zum Aufenthalt dienen muß. Hardenberg, mit Ehrfurcht nenne ich seinen Namen,

dieſer Edle aus deutſchem Blute, kannte und ſah wie am hellen Mittage die Gefahren, den Untergang des Vaterlandes voraus, — ſah, daß Frankreichs Liebkoſungen Preußens König für nichts anderes als Sonnenblicke im April, deren Gefolge nur Stürme ſind, gelten können. Hardenberg zog den Vorhang auf, damit Friedrich Wilhelm im Hintergrunde die unter dem Gras verſteckte Schlange bemerken könne, und ach! er bemerkte ſie nicht. Sie ſchlich ſich immer näher, bis endlich ihr Zirkel den König in die Mitte brachten, woraus man ohne die Gefahr, erdrückt zu werden, nicht entrinnen kann. Der warnende Weiſe zog ſich zurück, der Ehre verſichert, für die Würde der preußiſchen Krone und ihrer Unabhängigkeit ein Wort zu ſeiner Zeit geredet und zugleich als Vormund der deutſchen jetzt tiefgeſunkenen Nation gehandelt zu haben. Napoleon's ganzer Charakter läßt ſich aus ſeiner Empfindlichkeit über den Miniſter Hardenberg ſo genau entwickeln, daß man nimmer zweifeln kann, er verbinde mit dem unermeßlichſten Stolze die kleinlichſte Denkungsart und ſei abgeſagter Feind der Tugend und Rechtſchaffenheit. Weil Hardenberg aus einer freiherrlichen Familie in Hannover abſtammt, läßt Napoleon dieſen Miniſter dem preußiſchen Intereſſe nicht günſtig ſein. Wer erräth nicht die Urſache dieſer von Haß erzeugten Beſchuldigung? Kann nicht eben ſo geſchloſſen werden: Napoleon iſt in Korſika geboren, alſo taugt er nicht für Frankreich. Läugnet man hier die Folge, warum ſoll ſie bei Hardenberg gelten. Die Weisheit und Rechtſchaffenheit desſelben hat ſich durch den Erfolg genugſam gerechtfertigt. Die Welt iſt überzeugt, daß Hardenberg's Rath, wenn ihn der König angenommen hätte, die glücklichſten Wirkungen für ganz Europa würde hervorgebracht haben. Er handelte demnach im Kabinet als treuer, gewiſſenhafter und einſichtsvoller Rath ſeines Königs, dem Preußens und des römiſchen Reichs Wohlſtand am Herzen lag. Napoleon's gegen ihn gefaßter Widerwille iſt die ſicherſte Bürgſchaft für Hardenberg's unbeſtechlichem Charakter und

ewiges Zeugniß seines Tiefblicks in das Herz des eingebildeten Universalmonarchen in den Tuillerien.[1]) O Vater Braunschweig, dessen Herz heroisch schlägt, konntest du nicht in Friedrich Wilhelm's Kabinet dem Kaiser der Franzosen sein, was du einst im Felde Ludwig XV. und seinen Heeren gewesen! Man kann sich leicht vorstellen, was in der Seele dieses Durchlauchtigsten Herzogs, dessen eigene Angelegenheiten durch die preußische Besitznahme von Hannover so bedenklich geworden, nun vorgehen muß. Würden von Seiten des preußischen Hofes nicht den Verdiensten und der nahen Verwandtschaft des herzoglich braunschweigischen Hauses noch einige Rücksicht geschenkt, so wäre es leicht möglich, daß auch die wolfenbüttelschen Lande unter Napoleon's Beistimmung an die Reihe müßten, weil, nach dem neuen Arrondirungssystem keine mit der Landeshoheit begabten Fürsten und Stände in einem geschlossenen Staate geduldet werden sollen. Auf jeden Fall ist indessen der Wechsel der han-

---

[1]) Napoleon hatte einen besonderen Haß auf Hardenberg geworfen, in welchem sein Scharfblick schon längst denjenigen unter des Königs Minister erkannt hatte, welcher das Gefühl für Preußens wahre Ehre noch am lebendigsten in sich wach erhielt. Diesen Mann überschüttete er deßhalb mit maßlosen Schmähungen und Verläumdungen; er warf ihm vor, in englischem Solde zu stehen, und ließ im Moniteur unter Fälschung des wahren Wortlautes Schriftstücke Hardenberg's abdrucken. Derselbe vertheidigte sich muthvoll durch Veröffentlichung des wirklichen Sachverhalts. Dessen ungeachtet hielt es der König für gerathen, den Zorn seines allmächtigen Bundesgenossen nicht zu reizen, und Hardenberg wurde auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Nach der Schlacht bei Jena folgte er seinem Monarchen nach Preußen und übernahm im April 1807 wieder das Portefeuille des Auswärtigen, das er aber nur bis Anfang Juli behielt, da Napoleon Hardenberg's Entlassung als Vorbedingung des Tilsiter Friedens forderte. 1810, nach Stein's Rücktritt, wurde er Staatskanzler, und war während des ganzen Krieges von 1813 und 1814 auf die ausgezeichnetste Weise thätig.

nover'schen Lande dem Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel höchst nachtheilig. Die mit dem Kurhause Hannover bestandene Erbverbrüderung ist nun aufgehoben. Gewerb- und Handelsverhältnisse nehmen einen ganz andern Gang. Der Einfluß einer mächtigen Nachbarschaft begünstigt nie den Wohlstand des kleineren Staates. Jede Bewegung des größeren stört die Ruhe des kleineren, den er umschließt. Nichts ist daher gewisser, als daß das herzoglich-braunschweig-wolfenbüttelsche erhabene Fürstenhaus, aus welchem eine Prinzessin zur künftigen Kurfürstin von Hannover bestimmt war, durch die französische Uebereinkunft sehr gekränkt, und dieses als ein wichtiger Theil der tiefen Erniedrigung Deutschlands, welches seine ältesten und größten Fürsten der Uebermacht preis gegeben sieht, in Rechnung zu bringen. Die unzähligen Veränderungen, welchen sich alle Reichskreise theils im erst geendigten, theils im vorigen Kriege nach Napoleon's willkürlichen Vorschriften unterwerfen mußten, konnten an sich schon nichts als den traurigen Untergang vieler tausend Familien zur Folge haben. Wenn aber, wie es dermalen leider geschieht, von Napoleon sanctionirte oder erweiterte Königreiche sich diesem so sehr verpflichten, daß sie ihre Staaten von französischen Kriegsvölkern aushungern, durch die schändlichsten Gelderpressungen in die bitterste Armuth stürzen und, wie der Fall bei Preußen eintritt, von Familien- und Hausverträgen sich losreißen und zu Napoleon's, des Welterschütterers, Werkzeugen gebrauchen lassen, dann ist gewiß die Stunde da, in welcher das in Absicht seiner Einwohner cultivirteste, seiner Lage glücklichste, seines Ranges erste und vorzüglichste Land, das deutsche Reich, dem Untergang, an dessen Rand es geführt ist, nicht mehr entfliehen kann.

Sachsen.

Friedrich August,[1]) einer der seltensten Fürsten in Absicht auf Herrschertugenden, trat seine Regierung zu einer Zeit an, in welcher sein großes Land noch an tiefen Wunden aus den Zeiten

---

[1]) Friedrich August I., der Gerechte, trat nach dem Tode (5. Okt. 1763) seines Vaters, des Kurfürsten Friedrich Christian, unter Vormundschaft seines Oheims Xaver August, sodann am 15. Sept. 1768 selbstständig die Regierung an. Obwohl von persönlich achtungswerthem Charakter und sich besonders durch Gerechtigkeitssinn auszeichnend, war er doch seinem Herrscherberufe nicht gewachsen und verfolgte in den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen eine Politik, die für Sachsen und ihn sehr verhängnißvoll wurde. Der am 11. Dezember 1806 mit Frankreich abgeschlossene Friede verschaffte ihm die Königskrone und machte ihn durch seine Aufnahme in den Rheinbund zum Vasallen Napoleon's, welcher ihm 1807 auch das Herzogthum Warschau verlieh. Nach dem unglücklichen Ausgange des russischen Feldzuges konnte es Friedrich August nicht über sich gewinnen, sich von Napoleon los zu sagen, so sehr auch Volk und Heer dies von ihm verlangten. Dem nach Sachsen vordrängenden Heere der Verbündeten wich er daher durch eine Reise nach Prag aus, in der Absicht, mit Oesterreich und Bayern ein Neutralitätsbündniß zu schließen, kehrte aber nach der Schlacht bei Lützen, „als das Wiener Kabinet, dem die Wiedergewinnung der verlorenen Länder mehr am Herzen lag, als die Befreiung Europa's, und das bereits über die Volkserhebung in Norddeutschland, die „jacobinische Gährung," bedenklich zu werden anfing, mit seiner Erklärung zögerte," wieder nach Dresden zurück, und stellte, da ihm Napoleon zur Entscheidung, ob er sich ihm oder den Alliirten anschließen wolle, nur 6 Stunden Bedenkzeit gestattete, sein Land, seine Festungen und sein Heer dem Kaiser, seinem „großen Alliirten," zur Verfügung. Nach der Niederlage Napoleon's bei Leipzig wollte er sich an die Alliirten anschließen, wurde aber mit Recht zurückgewiesen und als Gefangener Rußlands nach Berlin gesandt. Am 8. November 1814 ging die Landesverwaltung an Preußen über, und obgleich Friedrich August eine Verwahrung seiner Rechte gegen

zweier Auguste und des siebenjährigen Krieges blutete. Von ungeheuren Schulden belastet, würde dieser an sich mächtige Staat im Elend versunken sein, wenn er nicht an seinem weisen und milden Landesfürsten, und schon an dessen Oheim, dem Prinzen Xaver, und einer vormundschaftlichen Regierung Retter gefunden hätte, die ihn vom Rande des Verderbens zurückzogen. Mit Verbannung alles schwelgerischen Aufwandes und jeder oft in wenigen Augenblicken dahin schwindenden Pracht von seinem Hofe, wußte Friedrich August binnen dreimal zehn Jahren möglich zu machen, was die Welt nur an Friedrich II., dem Lobredner und Freunde dieses Fürsten, gesehen hat. Dabei kann man nicht läugnen, daß die hohe Cultur, worin Sachsen allen Ländern in Europa vorgeht, nebst der vortrefflichen innern Staatsverfassung, zur Heilung der beregten Wunden sehr viel beigetragen habe. Häusliche Sparsamkeit, Benutzung aller Nahrungszweige auf die bestmöglichste Weise, Industrie in allen erdenklichen Fächern, Unverdrossenheit im Handel und Gewerbe, diese Haupttugenden bei Sachsens gebildeten Einwohnern, boten nicht weniger zur baldigen Herstellung der Wohlfahrt des Staats, den Bemühungen des preiswürdigen Landesfürsten die Hand. Wenn in andern Ländern, denen die Qualen eines langen Krieges alle Aussichten für dieses Leben benahmen, Hunderttausende ihr Vaterland aus Verzweiflung verließen, um ihr Glück in einem andern Welttheile zu versuchen, blieb dagegen der kunstfleißige Sachse in seiner Heimath, stellte den verödeten Ackerbau wieder her, verbesserte

---

jede Verstimmelung Sachsens einlegte, so mußte er sich doch zuletzt in die von Oesterreich und England vorgeschlagene Theilung seines Landes fügen und verlor durch Beschluß des Wiener Congresses am 18. Mai 1815 367 Q.-Meilen. Am 7. Juni 1815 zog er wieder in Dresden ein, wo er mit großem Jubel empfangen wurde. Der vielgeprüfte Herrscher regierte bis zum Jahre 1827 milde und gerecht, doch durchgreifenden Reformen stets abgeneigt.

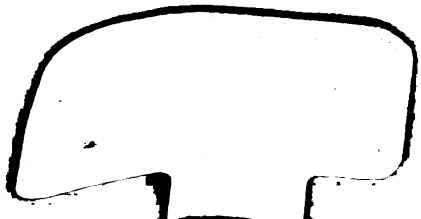
Fabriken und Manufacturen, suchte Abgang seiner Waaren im Auslande, und bahnte sich dadurch den Weg zu Nahrung und Aufkommen. Lange Jahre hindurch trug zwar das Land eine beschwerliche, außerordentliche Steuer. Zu seinem Glücke wurde jedoch der zweckmäßigste Gebrauch davon gemacht. Festgegründet ist nicht nur der Staatskredit, sondern Friedrich August kann auch über Millionen aus seinem Schatze gebieten und bei vorkommenden Bedürfnissen Rath und That verbinden. Fassen wir den Fürsten von dieser Seite in's Gesicht, so verdient er weit mehr den Ruhm eines Ländereroberers, als sein naher Verwandter in Bayern. Hier werden eben so viele Millionen dem französischen Kriegsdämon geopfert und das Land der Verwüstung preisgegeben, während dagegen Friedrich August der Weise und Milde Millionen erspart und jeder Verbindung mit einer Macht ausweicht, die den erst geretteten Staat einem neuen Verderben entgegen führen könnte. Weder im vorigen noch im letzten Kriege sah man dort den Fußtritt eines Feindes. Mit den Gränzen seiner beträchtlichen Länder, wie sie seit Jahrhunderten bestehen, zufrieden, wünscht der wohlthätige Fürst keinem mit dem Blute und sauren Schweiße seiner Unterthanen theuer erkauften Zuwachs derselben. Sein Rang ist keiner Erhöhung fähig, denn wo ist ein Haus in Europa, dessen Hoheit so tief im Alterthum sich verliert, als das Sächsische? Wer war Moritz, der Urahnherr des jetzigen Kurhauses, im Streit mit Karl V.? Friedrich der Weise schlug, seiner eigenen Größe bewußt, die ihm angebotene Kaiserkrone schon vor dreihundert Jahren aus. Welche Macht hat ein schöneres und geübteres Heer, als Sachsen? Welcher königliche Hof hat Seltenheiten von größerem Werth, als der Dresdener, aufzuweisen? Was bleibt nun zur Vollendung des Glückes eines kursächsischen Regenten und seiner Staaten noch für ein Wunsch übrig? Nur der eines ungestörten Friedens. Diesen zu erhalten, hat Kursachsen bei der bisherigen klaglichen Umwälzung der deutschen Staatsverfassung unter Kriegs-

unruhen, die andere Länder zu Boden drücken, sich auf eine musterhafte Art zu benehmen gewußt. Ohne den mindesten Kitzel nach einer Königskrone blicken zu lassen, sieht der königlich geehrte und gesinnte Fürst ruhig auf andere hin, die im neuen Purpur das Schreckbild ihrer armen Unterthanen geworden sind. Sein landesväterliches Herz kennt einen bessern Gebrauch der aus dem Staate bezogenen Summen, als ihre Verwendung auf unnöthige Kriegsheere und prunkvollen Hofstaat. Dafür erntet er täglich den öffentlichen und stillen Dank vieler Tausende, die ohne seine Milde ihr Leben anfeinden würden. In einer unlängst erschienenen Schrift wird die Frage abgehandelt: Ob nicht Kursachsen berechtigt sei, eben so wie Bayern und Württemberg die Krone aufzusetzen? Kein Vernünftiger wird dieselbe verneinen, wenn er Sachsen mit beiden in Vergleich stellt, und zwar um so weniger, wenn er Rang, Vorzüge und Alterthum dieser drei Fürstenhäuser gegen einander zu halten die Mühe nimmt. Daß aber die Vortheile, welche sich dem Verfasser der erwähnten Schrift aus der angenommenen Königswürde für den Kurfürsten von Sachsen und dessen Lande darstellten, so entschieden seien, daran wird mit Recht gezweifelt. Wenigstens könnten weit stärkere Gründe den seinigen entgegen gesetzt werden. Ein Geschäft, das wir den gelehrten Männern, deren Sachsen im Ueberfluß hat, um so mehr überlassen, als ja doch eine solche Veränderung mit ihrem und des Vaterlandes Wohl verbunden ist. Hier gedenken wir nur des sächsischen Staates, so ferne solcher an der jetzigen tiefen Erniedrigung von ganz Deutschland Antheil nimmt. Da fehlt es nun nicht an Beweisen, daß Sachsen, selbst unter Friedrich August's gerechter und milder Regierung, und trotz der Wachsamkeit desselben für den Wohlstand seiner Länder, den schweren Druck, worunter andere seufzen, sehr hart empfinde. Die neuesten Nachrichten aus Leipzig, diesem wichtigen Handelsplatz, entwerfen ein trauriges Bild von den stockenden Geschäften und Verminderung des kaufmännischen

Verdienstes in allen Gegenständen. Furchtbare Theurung drückt das ganze kur- und herzoglich sächsische Gebiet, und diese ist sogar im Erzgebirge, an einigen Orten bis zur bejammernswürdigsten Hungersnoth ausgeartet. Mehrere Fabriken, denen es an Wolle gebricht, lassen die Schuld ihres Stillstandes auf die Engländer fallen, welche dieses Material bei den Pächtern überall aufgekauft haben sollen, und weil ebendieselben eine große Menge Waaren zur Messe nach Leipzig brächten, werde den einheimischen Arbeiten das Verdienst entzogen. Diese Klage mag allerdings richtig sein, uns scheint sie jedoch sehr übertrieben, wenn man aus dem englischen Ankauf der sächsischen Wolle einen Verfall der meisten Fabriken im Lande herleiten will. Erstlich ist die Wolle ganz gewiß dem englischen Käufer im möglichst hohen Preis angeschlagen, und es kommt dafür eine ansehnliche Summe Geldes in Umlauf, dann aber bleibt auch dem sächsischen Fabrikanten die völlige Freiheit, die oft im niedrigsten Preise stehenden, übrigens schön und dauerhaft gearbeiteten englischen Zeuge an sich zu kaufen und seine Kundschaften damit zu versehen. Daher nur für Personen, welche in den Fabriken dadurch entbehrlich würden, sich der Schade ergäbe, daß sie ohne Arbeit bleiben müßten. Und das stünde mit einer gesunden Staatswirthschaft in Widerspruch, denn diese will keine rohen, sondern verarbeitete Produkte in Ausfuhr dulden. Erwägt man indessen, daß der sächsische Fabrikant sein Erzeugniß weder so gut, noch zu so niederem Preise als der englische liefern, folglich bei Weitem den großen Absatz wie dieser nicht verlangen könne, viel weniger jemals haben werde, so bleibt zwar der Fabrik in Sachsen ein Vortheil zurück, das Publikum hingegen gewinnt durch Waare, die an Schönheit, Dauer und geringerem Preis die einheimische übertrifft. Endlich ist der Weisheit einer kurfürstlichen Regierung gar wohl das Vertrauen zu schenken, daß sie dem Verkauf der Wolle an Ausländer, wenn solcher die Landesfabriken stören sollte, gewiß verbeugen werde. Gesetzt aber, die sächsischen Fabriken seien im besten Gange, und

ihre Magazine voll auserlesener Waaren, was wäre für sie zu thun, wenn in andern Ländern, wie dermalen der Fall ist, der Geldmangel von Tag zu Tag größer würde? Bleiben ihre Fabrikate liegen, so ist es derselbe Fall mit der Wolle. Da man jedoch zu dieser einen Absatz findet, wer wollte den Wollenhändler daran hindern? Also ruhet auf den Engländern die wenigste Schuld der über den Verfall der Fabriken in Sachsen erhobenen Klagen. Ihre Ursache fällt von selbst in die Augen, wenn man Deutschlands gegenwärtige Lage nur mit einem Blick übersieht. Wenn ein Heer von dreimalhunderttausend Köpfen auf einmal einbricht, die ganze obere Hälfte des Reichs besetzt und in die bitterste Armuth stürzt, indem es, von seinem Kaiser ganz unbesoldet, bloß auf Kosten des Bürgers und Landmanns sich weidet, wenn mehr als hundert Millionen baares Geld dem Hause Oesterreich entzogen und außer Umlauf in Deutschland gesetzt werden, was Wunder, daß der Handel, wie die Mühle ohne Wasser, mit diesem aber Alles, was Gewerbe und Fabrik heißt, stille steht. Möchten doch jene Fürsten, welchen die Vorsehung Macht genug zur Vertheidigung unseres deutschen Vaterlandes in die Hände gab, durch den allgemeinen Nothstand sich zu solchen Maßregeln hinleiten lassen, damit dem weiteren Verfall des Reichs gesteuert und zur Hoffnung besserer Zeiten noch ein Schimmer übrig bleiben kann! Möchten wir doch der Friedrich Auguste viele haben, denen das Wohl ihrer Völker so nahe liegt, als dem weisen und beglückten Herrscher der Sachsen!

Berichtigung.

Seite XX Zeile 15 von oben statt: So endete also dies ꝛc. lies: So endete also dieses ꝛc.

Druck von J. M. Richter in Würzburg.